

Beiträge aus dem
RUNDEN TISCH ÖSTERREICH
Initiative für Einheit im Leib Christi



März 2022
Heft 01



WEG DER VERSÖHNUNG

- 20 Jahre Charta Oecumenica
- 100 Jahre Bruderhof
- Andacht zur Täuferverfolgung im Wiener Dom

ISSN 2791-4771

OFFENLEGUNG DER BLATTLINIE GEMÄSS §25 MEDIENG 1981:

WEG DER VERSÖHNUNG 1. JAHRGANG – 2022 – HEFT 1 –
ISSN 0000-000X
WEG DER VERSÖHNUNG ist eine Zeitschrift
des Vereins zur Förderung der Einheit und
Zusammenarbeit unter Christen in Österreich,
mit Beiträgen zu den Zielen des Vereins
WEG DER VERSÖHNUNG
Nachrichten aus dem „Runden Tisch Österreich –
Initiative für Einheit im Leib Christi“

MEDIENINHABER Verein zur Förderung der Einheit
und Zusammenarbeit
unter Christen in Österreich
Servitengasse 9
1090 Wien
www.versoehnung.net

HERAUSGEBER Markus Marosch Every Nation Innsbruck
Martin Griesfelder Freie Christengemeinde Linz

SCHRIFTLLEITUNG Dietrich Fischer-Dörl
Mollardgasse 35
1060 Wien
+4369911771546 pastor@moga.at

GRAFIK Verena Esau, Lea Dörl

Verlags- und Erscheinungsort Wien
Erscheinungsweise einmal jährlich

PREIS Einzelpreis 9,90 EUR jährlich
zzgl. Versandkostenanteil von EUR 4,40

VERTRIEB UND BESTELLUNGEN ERF Medien Österreich
Schelleingasse 16
1040 Wien
+43 1 86925200 erf@erf.at

RECHTLICHE HINWEISE

WEG DER VERSÖHNUNG zeichnet ausschließlich für selbsterstellte Inhalte verantwortlich. Für den Inhalt der Beiträge, die von AutorInnen zur Verfügung gestellt werden, weiters für Leserbriefe, Werbeeinschaltungen und Internet-Links, auf die verwiesen wird, schließt der Herausgeber jede Verantwortung und Haftung aus; Inhalte dieser Beiträge geben nicht zwingend die Meinung der Herausgeber wieder. Auf alle Texte, Grafiken, Fotos u.ä. bestehen Rechte. Die Verwendung ist daher nur im Rahmen von gesetzlichen bzw. im Rahmen von vertraglichen Bestimmungen gestattet.

Inhaltsverzeichnis

4	Vorwort
5	Editorial
7	20 Jahre Charta Oecumenica und die bleibende Hoffnung auf größere Einheit
22	Historische Begegnung im Stephansdom
24	Die Kirche & Ich
26	Grußwort zur Gedenkandacht
27	Einleitung zum Podiumsgespräch im bischöflichen Palais
31	Die Jesuiten: Tragisch erfolgreich in der Rekatholisierung und Verfolgung der Täufer
35	Versöhnungsdienst des Runden Tisches
39	Gemeinsamkeiten zwischen Täuferbewegung und heutigen Freikirchen
45	Eine Herkunft aus Hutterern und Bruderhof
49	„Die Bruderliebe soll bleiben!“
51	Auf dem Weg der Versöhnung im Dom zu Wien
55	Grußwort zur Gedenkandacht

Vorwort

| *Martin Griesfelder*

4

Gott hatte immer schon einen Plan mit seinem Volk. Raus aus Ägypten, Umwege in der Wüste und rein in das verheißene Land, das waren erste Meilensteine im Alten Testament. Im Neuen Testament wurde sein Volk noch einmal „bunter“. Durch die Kraft des Heiligen Geistes, aber auch durch Verfolgung und Leid breitete sich das Evangelium unaufhaltsam aus: Ja, die gute Nachricht gehört allen Völkern! Was uns heute in der Christenheit eint, ist sein Wort, seine Stimme und der Glaube an Jesus Christus, dem Haupt des Leibes. Als „Runder Tisch“ ist uns Einheit und Versöhnung von größter Bedeutung. Das hohepriesterliche Gebet aus Johannes 17 ist uns ein wichtiges Leitbild auf diesem Weg der Versöhnung. Dieses Gebet zielt darauf ab, dass unser Nächster glaubt! Und auch heute hat Gott einen Plan mit seinem Volk. Sein Plan beinhaltet einen Weg „raus aus falschen Denkmustern“. Wir machen dabei nicht selten unnötige Umwege. Dennoch haben wir die Verheißung, gemeinsam verheißenes Land einzunehmen. Seit 1997 gibt es jährlich Tagungen mit wertvollen Prozessen des versöhnten Miteinanders von christlichen Leitern aus fast allen kirchlichen Lagern (die sog. Runden Tische). Wir bedanken uns auch auf diesem Weg bei allen Wegbegleitern und denken, dass ihre Stimmen über die Tagungen hinaus zu hören sein sollen. Darum diese Zeitschrift. Eine Stimme für unseren Herrn, eine Stimme für unser Land und auch eine Stimme für all jene, die sich für versöhnte Einheit einsetzen, damit die Welt glaubt.

Editorial

| *Dietrich Fischer-Dörl*

Seit dem Erscheinen des Sammelbands „Meilensteine auf dem Weg der Versöhnung“ im Jahr 2018 (ISBN 978-3-200-05546-9) hat sich der „Runde Tisch - Weg der Versöhnung“ nicht mehr mit gedruckten Publikationen zu Wort gemeldet. Doch im Vorstand ist im vergangenen Jahr der Entschluss gereift, wieder einige der Beiträge, die durch den Runden Tisch angestoßen wurden und bemerkenswert erscheinen, zu veröffentlichen.

In Absprache mit der österreichischen Leitung der Bruderhof-Gemeinschaft gehört deshalb ein größerer Teil der Beiträge zu den Feierlichkeiten im Bischofshaus und im Dom am Samstag, 20. November 2021. Rund um das Jubiläum „100 Jahre Bruderhof“ und aufgrund der zwar noch jungen, aber umso herzlicheren Beziehungen zwischen der Wiener Erzdiözese und den Bruderhöfen in Retz und Maria Anzbach ist der Plan für eine gemeinsame Andacht im Dom samt vorher stattfindendem Symposium entstanden. Mitglieder des Runden Tisches waren unmittelbar an den beiden Veranstaltungen beteiligt.

An den Anfang stellen wir einen Vortrag von Professor Uwe Swarat, den er für uns anlässlich des 20-jährigen Jubiläums der Charta Oecumenica gehalten hat. Mit der von Martin Griesfelder angeregten Zoom-Veranstaltung am 16. April 2021 hat der Runde Tisch sich dem Thema gewidmet. Die Aussprache nach dem Vortrag findet hier leider keinen Platz. Hinzuzufügen ist, dass es im vergangenen Jahr zu informellen Gesprächen zwischen dem Runden Tisch und dem Ökumenischen Rat der Kirchen gekommen ist.

Wir bedanken uns bei allen, die uns ihre Texte zur Verfügung gestellt haben. Die vorliegende Zeitschrift soll auch in den kommenden Jahren Platz bieten für Wegmarken und Eintragungen auf dem Weg der Versöhnung. Wir freuen uns über Hinweise und Einsendungen.

20 Jahre Charta Oecumenica und die bleibende Hoffnung auf größere Einheit

Referat bei der Zoom-Veranstaltung des Runden Tisches für
Österreich am 16. April 2021

| *Prof. Dr. Uwe Swarat*

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder im Glauben an
Jesus Christus, verehrte Teilnehmer an dieser Zoom-Konferenz!

Vor fast genau 20 Jahren, nämlich am Weißen Sonntag, den 22. April 2001,
wurde die Charta Oecumenica in Straßburg von ihren Verfassern öffentlich
vorgestellt und feierlich unterzeichnet. Mit diesem Dokument wollten die
Kirchen Europas gemeinsam in das neue Jahrtausend gehen.¹ Das ist uns Anlass,
erneut auf dieses Dokument zu schauen, und uns zu fragen, inwieweit es uns
in unserer ökumenischen Zusammenarbeit weiterhin anleiten und die Hoffnung
auf eine größere Einheit der Christen und Kirchen lebendig erhalten kann.

¹ Das dritte Jahrtausend nach Christus begann nicht etwa am 1. Januar 2000, an dem die
Jahrtausendwende vielfach gefeiert wurde, sondern – weil es ja kein Jahr Null gab – am 1. Januar 2001.

Die Charta Oecumenica ist zunächst und vor allem ein europäisches Dokument. Weil aber Europa auch kirchlich gesehen von seinen Nationen getragen und gestaltet wird, darum ist die Charta ein Dokument, das die Kirchen auch in den einzelnen Ländern Europas angeht. Sie ist darauf angelegt, dass alle Kirchen in allen Ländern Europas sie sich zu eigen machen. In Deutschland haben die Mitgliedskirchen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen – das ist unser Gegenstück zum Ökumenischen Rat der Kirchen in Österreich – am 30. Mai 2003 während des Ökumenischen Kirchentags in Berlin die Charta jeweils einzeln unterzeichnet. Zu den Unterzeichnern gehören viele evangelische Freikirchen wie Baptisten, Mennoniten und Methodisten, auch die Heilsarmee und die Herrnhuter Brüdergemeine. In Bezug auf Österreich habe ich gelesen, dass die Mitgliedskirchen des ÖRKÖ die „Charta Oecumenica“ in einem feierlichen Gottesdienst entgegengenommen haben. Wann und wo genau das war, habe ich noch nicht herausbekommen.

1. Der Hintergrund der Charta Oecumenica

Erstellt und als erstes unterzeichnet wurde die Charta von zwei europäischen Kirchenverbänden, nämlich dem römisch-katholischen „Consilium Conferentiarum Episcoporum Europae“ (abgekürzt CCEE), also dem „Rat der Europäischen Bischofskonferenzen“, einerseits und der „Konferenz Europäischer Kirchen“ (abgekürzt KEK) andererseits. Die KEK verbindet mit damals 123 evangelisch-landeskirchlichen und evangelisch-freikirchlichen, anglikanischen, altkatholischen und orthodoxen Kirchen fast alle nicht-römisch-katholischen christlichen Gemeinschaften des Kontinents. In ihrer Zusammensetzung stellt sie so etwas wie ein europäisches Gegenstück zum Weltkirchenrat dar. Aus Österreich gehören zur KEK die Evangelischen Kirchen A.B. und H.B., die Altkatholische Kirche und die Evangelisch-methodistische Kirche. Aus Deutschland sind auch die Baptisten Mitglied.² Zum Rat der Europäischen Bischofskonferenzen gehörten damals 34 nationale römisch-katholische Bischofskonferenzen. Die Charta Oecumenica wurde also von zwei

² Die Baptistenunionen von Bulgarien, Kroatien, Dänemark, Frankreich, Georgien, Ungarn, Italien, Polen, Russland, Schweden (als Teil der Uniting Church in Sweden) und Großbritannien sowie die Europäische Baptistische Föderation sind ebenfalls Mitglied der KEK. Die Entstehung der Charta Oecumenica wurde auf Seiten der KEK wesentlich durch den britischen Baptisten Rev. Dr. Keith Clements, der von 1997 bis 2005 Generalsekretär der KEK war, mitbestimmt.

Organisationen erarbeitet, die miteinander die ganz überwiegende Zahl der europäischen Christen und Kirchen repräsentieren.

Der Impuls zur Erarbeitung der Charta kam unmittelbar aus der Zweiten Europäischen Ökumenischen Versammlung, die vom CCEE und der KEK 1997 in Graz durchgeführt wurde. Dort hatte man erste Handlungsempfehlungen für die zukünftige ökumenische Zusammenarbeit in Europa entworfen. Aus ihnen ist schließlich die Charta erwachsen. Mittelbar kam der Impuls zur Erarbeitung der Charta aus dem Fall der Berliner Mauer 1989, dem folgenden Zusammenbruch der kommunistischen Regime und der Überwindung der politischen wie kirchlichen Teilung Europas. Diese Wende brachte den Ländern Europas neue Freiheiten, stellte sie aber auch vor neue Herausforderungen. Die Möglichkeit zur unbeschränkten Religionsausübung einschließlich der Missionierung stellte Staaten und Kirchen vor die Aufgabe, mit dem neuen religiösen Pluralismus angemessen umzugehen. Und die Möglichkeit zur politischen Selbstbestimmung der Völker stellte vor die Aufgabe, Patriotismus nicht zum Nationalismus ausarten zu lassen sowie das Verhältnis von Kirche und Nation angemessen zu bestimmen.

Die Gefahren, die mit der neuen Situation nach der Öffnung des Eisernen Vorhangs verbunden waren, wurden kurz darauf in den jugoslawischen Nachfolgekriegen dramatisch deutlich. Diese Kriege begannen im Sommer 1991 mit dem slowenischen Unabhängigkeitskrieg und endeten mit dem Albanischen Aufstand in Mazedonien 2001. Die durch den jugoslawischen Gesamtstaat unterdrückten Konflikte brachen nach dem Ende des Kommunismus also wieder auf. Sie hatten außer nationalen auch religiöse Dimensionen, waren in Jugoslawien doch muslimisch, christlich-orthodox und römisch-katholisch geprägte Völker miteinander verbunden worden. Im kroatischen Unabhängigkeitskrieg 1991 bis 1995 standen sich mit Kroaten und Serben auch Katholiken und Orthodoxe als Feinde gegenüber. In den Kosovokrieg griff von März bis Juni 1999 sogar die NATO unter Führung der USA ein, und zwar ohne ein Mandat des UN-Sicherheitsrates zugunsten der muslimischen Albaner gegen die orthodoxen Serben. Da Bill Clinton, der damalige amerikanische Präsident, ein Baptist war, deuteten einige Serben die amerikanischen Luftangriffe als baptistische Bomben auf ein orthodoxes Land.

Die Erinnerungen an diese Zeit sind nötig, damit wir verstehen, wie wichtig das Signal in Richtung auf Frieden und Zusammenarbeit, das die europäischen Kirchen mit der Charta Oecumenica gaben, auch für die politische Gestaltung Europas ist. Im nach-kommunistischen Europa verquickten sich politische Konflikte und religiöse Differenzen miteinander und tun dies zum Teil immer noch. Für die Gegenwart will ich nur auf die Ukraine und ihren Konflikt mit Russland verweisen. Beides sind zwar mehrheitlich orthodoxe Länder, aber der politische Konflikt zwischen ihnen ist eng verbunden mit dem Konflikt zwischen dem Kiewer und dem Moskauer Patriarchat. Auch ist es nicht in allen post-kommunistischen Staaten gleich gut um Religionsfreiheit bestellt. In Russland ist es wieder – wie schon zur Zeit des Zaren – zu einer starken Identifizierung von Volk und orthodoxer Kirche gekommen. In der russisch-orthodoxen Kirche ist die Vorstellung lebendig, die ehemalige Sowjetunion sei ihr angestammtes „Kanonisches Territorium“, in dem nicht-orthodoxe Kirchen, auch die römisch-katholische Kirche, nur Gastrecht genießen. Sie dürften hier nicht missionieren, selbst glaubenslose Russen nicht. Aber nicht nur in Russland, sondern überall, wo es eine starke Identifikation einer Kirche mit Nation und Staat gibt, haben christliche Minderheiten es schwer, ihr Recht auf Gleichbehandlung geltend zu machen. In solchen Situationen kann die Charta Oecumenica hilfreich sein. Sie macht ja keinen Unterschied zwischen den Kirchen, für die sie spricht. Wie auch immer ihre zahlenmäßige Größe, ihr Alter, ihre Tradition und ihr Selbstverständnis sein mag, die Leitlinien der Charta meinen alle Kirchen. Ja, an einer Stelle der Charta verpflichten sich die Kirchen Europas sogar ausdrücklich, „die Rechte von Minderheiten zu verteidigen und zu helfen, Missverständnisse und Vorurteile zwischen Mehrheits- und Minderheitskirchen in unseren Ländern abzubauen“ (II,4). Das allein sollte schon Grund für alle Minderheitskirchen sein, die Charta Oecumenica zu unterzeichnen.

Schauen wir uns das Dokument jetzt noch einmal etwas näher an.

2. Der Inhalt der Charta Oecumenica

Was die Charta geben will, sagt ihr Untertitel: Leitlinien für die wachsende Zusammenarbeit unter den Kirchen in Europa. Wie nötig und wie sinnvoll das ist, habe ich eben schon versucht zu zeigen. Laut dem Vorwort soll die Charta die unter den europäischen Kirchen bereits gewachsene Gemeinschaft

bewahren und fortentwickeln. „Auf unserem europäischen Kontinent“, heißt es dann weiter, „wollen wir [...] als Kirchen gemeinsam dazu beitragen, Völker und Kulturen zu versöhnen.“ Für das Verständnis nach innen, d.h. innerhalb der Kirchen, ist es wichtig, dass die Charta ausdrücklich „keinen lehramtlich-dogmatischen oder kirchenrechtlich-gesetzlichen Charakter“ hat. Die Unterschiede im Bereich von Glaube, Bekenntnis und Kirchenverfassung werden in der ökumenischen Bewegung anderswo besprochen; die Charta Oecumenica hat sie nicht zum Gegenstand. Sie stellt vielmehr eine „Selbstverpflichtung der europäischen Kirchen und ökumenischen Organisationen“ „zum Dialog und zur Zusammenarbeit“ dar. Kirchen und Gemeindeverbände, die grundsätzlich zu Dialog und Zusammenarbeit mit anderen Kirchen bereit sind, können und sollten diese Bereitschaft durch Unterzeichnung der Charta öffentlich bekunden.

Die Charta gliedert sich nach der Einleitung in drei Hauptteile:

- I. Wir glauben „die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche“.
- II. Auf dem Weg zur sichtbaren Gemeinschaft der Kirchen in Europa
- III. Unsere gemeinsame Verantwortung in Europa.

Die Überschrift des ersten Hauptteils ist ein Zitat aus dem ökumenischen Bekenntnis von Nicäa-Konstantinopel 381 n.Chr., stammt also aus der Zeit der noch ungeteilten christlichen Kirche. Zusammen mit dem Schriftzitat aus Epheser 4,3–6 soll sie darauf verweisen, dass Kirchen und Christen „gemeinsam zur Einheit im Glauben berufen“ sind. Darum wollen die christlichen Kirchen, wie sie hier bezeugen, „alles uns Mögliche tun, die noch bestehenden kirchentrennenden Probleme und Hindernisse zu überwinden“. Durch die Charta Oecumenica wird die Trennung der Kirchen also nicht überwunden. Aber die getrennten Kirchen verpflichten sich mit ihr, „der apostolischen Mahnung des Epheserbriefes zu folgen und uns beharrlich um ein gemeinsames Verständnis der Heilsbotschaft Christi im Evangelium zu bemühen“ sowie „auf die sichtbare Einheit der Kirche Jesu Christi in dem einen Glauben hinzuwirken“.

Für einige evangelische Christen mag die Formulierung des Bekenntnisses von Konstantinopel, dass wir die „katholische“ Kirche glauben, befremdlich, wenn nicht gar anstößig erscheinen. Sie sind es gewohnt, beim Adjektiv „katholisch“

an die römisch-katholische Kirche zu denken, also an jene Kirche, die vom Papst in Rom als Oberhirten geleitet wird. Es würde mich wundern, wenn nicht auch viele Katholiken diese Gedankenverbindung herstellten. Aber die Kirche, in der der Bischof von Rom die volle, höchste und universale Leitungsvollmacht hat, die gab es im 4. Jh., als das Bekenntnis von Konstantinopel entstand, noch gar nicht; die Katholiken unter uns mögen mir diese historische Bemerkung verzeihen. Und wenn es sie doch gegeben haben sollte, so ist sie jedenfalls im Bekenntnis von Konstantinopel nicht gemeint, wenn dort von „katholischer“ Kirche gesprochen wird. Das griechische Adjektiv *kaqolikh/* meint einfach die allgemeine christliche Kirche, die überall auf der Erde verbreitet, die also ökumenisch ist. Es ist jene Gemeinschaft von Gläubigen, die das Volk Gottes, der Leib Christi und der Tempel des Heiligen Geistes ist. Zur katholischen Kirche in diesem Sinn können wir Christen uns alle bekennen – Katholiken, Orthodoxe und Evangelische.

Der zweite Hauptteil nennt Schritte auf dem Weg zur sichtbaren Gemeinschaft der Kirchen in Europa. Während im ersten Hauptteil noch von sichtbarer „Einheit“ der Kirche die Rede war, wird hier – ich nehme an, sehr bewusst – von sichtbarer „Gemeinschaft“ gesprochen. Die sichtbare Einheit im Glauben ist das ökumenische Langfristziel, zu dem die Charta sich in ihrem ersten Teil bekennt. Aber auch wenn dieses Langfristziel noch nicht in Reichweite ist, kann als mittelfristiges Ziel schon eine wachsende sichtbare Gemeinschaft der Kirchen angestrebt und können konkrete Schritte in dieser Richtung gegangen werden. Und um diese Schritte zur Gemeinschaft geht es hier. Die Charta führt folgende fünf auf:

1. Gemeinsam das Evangelium verkündigen,
2. aufeinander zugehen,
3. gemeinsam handeln,
4. miteinander beten, und
5. Dialoge fortsetzen.

Das sind alles keine großen Sachen, und eben weil sie eigentlich niemanden überfordern sollten, sind sie im Sinne der Selbstverpflichtung wichtig. Auf einige der Empfehlungen will ich etwas näher eingehen.

Vielen Freikirchlern, die die Charta gelesen haben, ist besonders folgende Selbstverpflichtung aufgefallen:

„Wir verpflichten uns, über unsere Initiativen zur Evangelisierung mit den anderen Kirchen zu sprechen, darüber Vereinbarungen zu treffen und so schädliche Konkurrenz sowie die Gefahr neuer Spaltungen zu vermeiden.“

Freikirchen treffen so gut wie überall in Europa auf andere christliche Kirchen, aber nicht überall auch auf überzeugte, ihren Glauben praktizierende Kirchenmitglieder. Darum halten sie es für wichtig zu evangelisieren, also das Evangelium so zu verkündigen, dass Menschen zum lebendigen Glauben an Christus kommen. Wenn sie diese Selbstverpflichtung der Charta lesen, stützen sie und fragen, ob sie als Freikirchen bei anderen Kirchen etwa um Erlaubnis für ihre evangelistische Arbeit bitten sollen. Das wäre in der Tat ein Unding, aber so ist die Selbstverpflichtung auch nicht gemeint. Es geht vielmehr darum, bei allem evangelistischen Eifer unnötige Anstöße zu vermeiden. Freikirchen können und sollten mit den Leitern anderer Kirchen am Ort sprechen, wenn sie bestimmte evangelistische Aktionen planen, um ihnen die Lauterkeit ihrer Absichten deutlich zu machen. Konkurrenz zwischen Kirchen kann man nicht vermeiden; sie entsteht unweigerlich, wo es mehr als eine gibt. Aber „schädliche“ Konkurrenz, die andere Kirchen schlecht macht, um selber besser auszusehen, die kann und muss man vermeiden. Freikirchen sollten außerdem wahrnehmen, dass die Kirchen – auch die Mehrheitskirchen – sich in der Charta verpflichten „anzuerkennen, dass jeder Mensch seine religiöse und kirchliche Bindung in freier Gewissensentscheidung wählen“, also auch in eine andere Kirche konvertieren kann. Wenn Mitglieder konvertieren, ist das ist für die Kirche, die verlassen wird, immer schmerzlich – das wissen auch freikirchliche Gemeinden aus eigener Erfahrung. Dieser Schmerz ist aber unvermeidlich, wenn wir unsere Mitglieder nicht als Kircheneigentum betrachten, sondern ihre individuelle Religionsfreiheit anerkennen. Und was die Evangelisation betrifft, so stimmen sicher viele freikirchliche Gemeinden mit Papst Franziskus überein, der am 29. Juni 2019 „an das pilgernde Volk Gottes in Deutschland“ geschrieben hat: „Evangelisieren bildet die eigentliche und wesentliche Sendung der Kirche.“³

³ Ziffer 6 des Schreibens; Quelle: <https://de.catholicnewsagency.com/article/dokumentiert-der-brief-von-papst-franziskus-an-die-katholiken-deutschlands-im-wortlaut-0595>

Deshalb kann meines Erachtens keine Kirche darauf verzichten.

Aus dem zweiten Hauptteil der Charta Oecumenica möchte ich weiter die Selbstverpflichtungen positiv hervorheben, „ökumenische Offenheit und Zusammenarbeit in der christlichen Erziehung, in der theologischen Aus- und Fortbildung sowie auch in der Forschung zu fördern“ sowie „füreinander und für die christliche Einheit zu beten“. Letzteres wird vielen als eine Selbstverständlichkeit erscheinen, zumal die Weltgebetswoche für die Einheit der Christen schon seit 1909 jährlich durchgeführt wird. Die Charta weist aber mit Recht darauf hin, dass es in einigen Kirchen (ich ergänze hier: in einigen orthodoxen Kirchen) Vorbehalte gegenüber gemeinsamen ökumenischen Gebeten gibt. Darum sollten wir es zu schätzen wissen, wenn wir als Evangelische, Katholiken und Orthodoxe gemeinsam Gott im Gebet anrufen können. Übrigens gibt es eine überkonfessionelle Gebetswoche schon seit 1861. Sie wurde von der Evangelischen Allianz ins Leben gerufen und wird bis heute in vielen Ländern der Erde durchgeführt. In diesem Jahr wurden in Deutschland beide Gebetswochen miteinander verknüpft: Vom 10. bis 17. Januar verantwortete die Evangelische Allianz das gemeinsame Gebet und direkt anschließend, vom 18. bis 25. Januar, gestaltete die ACK die Gebetsversammlungen. Am Sonnabend, die 16. Januar, wurde im Berliner Dom symbolisch ein Staffelstab vom Vorsitzenden der Allianz an den Vorsitzenden der ACK übergeben. Das war ein schönes Zeichen dafür, dass Allianz und Ökumene einander nicht mehr alternativ gegenüberstehen.

Der dritte Hauptteil der Charta schließlich blickt explizit auf unsern gemeinsamen Kontinent Europa und die Verantwortung, die Christen und Kirchen für ihn haben. Diese Verantwortung schließt, wie die Charta hier auflistet, die Aufgaben ein, Europa mitzugestalten, Völker und Kulturen zu versöhnen, die Schöpfung zu bewahren, Gemeinschaft mit dem Judentum zu vertiefen, Beziehungen zum Islam pflegen sowie Begegnung mit anderen Religionen und Weltanschauungen zu suchen. Hinter diesen Aussagen steht die Überzeugung, wie die Charta sagt, „dass das spirituelle Erbe des Christentums eine inspirierende Kraft zur Bereicherung Europas darstellt“. Darum verpflichten sich die Unterzeichner u.a., „die Anliegen und Visionen der Kirchen gegenüber den säkularen europäischen Institutionen möglichst gemeinsam zu vertreten“.

Das ist von großer Bedeutung, denn Kirchen oder Gemeindebünde, die schon in ihren eigenen Ländern nur eine kleine Minderheit sind, hätten keine Chance in Brüssel Gehör zu finden, wenn sie dort nicht gemeinsam mit den größeren Kirchen vorstellig werden könnten. In Brüssel werden viele Entscheidungen getroffen, die dann für die EU-Mitgliedsländer verbindlich sind. Darum muss dort auch die Stimme der Kirchen vernehmbar sein.

Unter den politischen Aufgaben von Christen und Kirchen werden in der Charta zwei hervorgehoben, nämlich Völker und Kulturen zu versöhnen und die Schöpfung zu bewahren. Mit Blick auf das nicht unkomplizierte Zusammenleben vieler Völker und Kulturen in Europa verpflichten sich die Unterzeichner der Charta, „jeder Form von Nationalismus entgegenzutreten, die zur Unterdrückung anderer Völker und nationaler Minderheiten führt, und uns für gewaltfreie Lösungen einzusetzen“. Das ist kein Nein zur Nation, auch kein Nein zum Stolz auf das eigene Land, wohl aber ein Nein zum Spielen mit Gewaltanwendung als Konfliktlösung und ein Nein zur Unterdrückung anderer Völker und nationaler Minderheiten. Dazu gehört auch, wie die Charta ausdrücklich sagt, „jedem Versuch zu widerstehen, Religion und Kirche für ethnische oder nationalistische Zwecke zu missbrauchen“. Wir haben als Christen ein gemeinsames Vaterland, und das ist im Himmel. Darum dürfen wir uns nicht einspannen lassen für Zwecke rein diesseitiger Art. Dass die Bewahrung der Schöpfung in der Charta als ein eigener Punkt herausgestellt wird, erinnert daran, dass die Charta aus der Zweiten Europäischen Ökumenischen Versammlung 1997 in Graz erwachsen ist, und die wiederum Teil des sog. Konziliaren Prozesses für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung war. Die Charta empfiehlt konkret, „einen ökumenischen Tag des Gebetes für die Bewahrung der Schöpfung in den europäischen Kirchen einzuführen“. In Deutschland wurde diese Empfehlung aufgegriffen; die ACK begeht seit 2010 jährlich am ersten Freitag im September einen ökumenischen Tag der Schöpfung. Dieser Tag ist jeweils dem gemeinsamen Gebet zu Gott, dem öffentlichen gemeinsamen Bekenntnis zum Schöpfer sowie dem Engagement für die Bewahrung der Schöpfung gewidmet.⁴ Im September

⁴ Vgl. Elisabeth Dieckmann / Verena Hammes / Jochen Wagner, Verantwortung für die Schöpfung. 10 Jahre ökumenischer Tag der Schöpfung, Freiburg i.Br.: Herder 2020.

dieses Jahres wird er erstmals gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der Schweiz und dem Ökumenischen Rat der Kirchen in Österreich begangen, und zwar – wo auch sonst – am Bodensee.⁵

Der dritte Hauptteil der Charta und damit die Charta insgesamt schließt mit drei Punkten, die andere Religionen und Weltanschauungen in den Blick nehmen, wobei das Judentum und der Islam jeweils eigens behandelt werden. Es wird aufgerufen, Gemeinschaft mit dem Judentum zu vertiefen und Beziehungen zum Islam zu pflegen. Nicht zufällig lauten die Formulierungen nicht ganz gleich: Beim Judentum wird von Gemeinschaft gesprochen, beim Islam von Beziehungen. Mit dem Judentum wissen sich die Kirchen, wie die Charta sagt, in „eine[r] einzigartige[n] Gemeinschaft“ verbunden. Begründet wird diese Aussage mit den Kapiteln 9 bis 11 des neutestamentlichen Römerbriefs. In der Tat: Die drei monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam stehen nicht in gleicher Nähe oder Ferne zueinander. Mit dem Judentum verbindet uns Christen eine gemeinsame Heilige Schrift, die von den Juden Tanach, von uns Christen „Altes Testament“ genannt wird, vor allem aber die Person Jesu von Nazareth, den wir als Erlöser und Herrn verehren und der seiner menschlichen Natur nach aus dem Volk Israel stammt und den Gott Israels im Gebet anrief. Wegen dieser besonderen Nähe und Verwandtschaft zum Judentum, aber auch wegen des Antijudaismus, dessen sich Christen schuldig gemacht haben, ist für uns selbstverständlich die Verpflichtung gegeben, wie die Charta sagt, „allen Formen von Antisemitismus und Antijudaismus in Kirche und Gesellschaft entgegenzutreten“. U.a. wegen dieser Selbstverpflichtung haben die Baptisten in Deutschland 2019 nach ausführlicher inhaltlicher Vorbereitung ihre Bekenntnisschrift, die „Rechenschaft vom Glauben“, im Abschnitt über Christen und Juden geändert. Die Änderung sollte das mögliche Missverständnis ausschließen, der Bund Gottes mit Israel sei in Christus aufgehoben oder ersetzt worden. Darum heißt es in der Bekenntnisschrift jetzt ausdrücklich:

„Gott hat seinen Bund mit Israel nicht aufgekündigt, als er durch Jesus Christus einen neuen Bund gestiftet [...] hat.“

⁵ Siehe Verena Hammes, Das Jahr der Ökumene 2021/22 im Licht der Charta Oecumenica, Una Sancta 75 (2020): 4, (317–324) 321.

Dass die Charta dazu aufruft, Beziehungen zum Islam zu pflegen, ist hinreichend schon damit begründet, dass Muslime seit Jahrhunderten in Europa leben. Die Autoren der Charta empfehlen Christen und Moslems, „miteinander über den Glauben an den einen Gott zu sprechen und das Verständnis der Menschenrechte zu klären“. Das sind gewiss nicht die einzigen Themen, über die man miteinander sprechen kann, aber diese beiden sind in der Tat von besonderer Bedeutung. Und weil, wie die Charta sagt, „die Pluralität von religiösen und weltanschaulichen Überzeugungen und Lebensformen [...] ein Merkmal der Kultur Europas geworden“ ist, darum ist die Selbstverpflichtung der christlichen Kirchen wichtig, „die Religions- und Gewissensfreiheit von Menschen und Gemeinschaften anzuerkennen“, also die Religionsfreiheit nicht nur für Christen zu fordern, sondern für alle Menschen und Glaubensgemeinschaften, „und“, wie es weiter heißt, „dafür einzutreten, dass sie individuell und gemeinschaftlich, privat und öffentlich ihre Religion oder Weltanschauung im Rahmen des geltenden Rechtes praktizieren dürfen“. Damit sind wir nicht aufgerufen, Toleranz in der Sache zu üben, also gegenüber der Wahrheitsfrage gleichgültig zu sein, wohl aber sind wir aufgerufen, Toleranz gegenüber den andersgläubigen und andersdenkenden Menschen zu üben, also allen Menschen Raum zu geben, ihrem Gewissen zu folgen, selbst wenn es aus unserer Sicht ein irrendes Gewissen sein sollte.

3. Die vergangenen 20 Jahre und die Zukunft

Welche Wirkung hat die Charta Oecumenica in den vergangenen Jahren bis heute gehabt? Das lässt sich nur umfassend schwer sagen, da die Wirkung von Land zu Land unterschiedlich gewesen sein wird.⁶ Die Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) hat allerdings im September 2017 unter ihren Mitgliedskirchen eine Umfrage dazu veranstaltet, deren Ergebnisse ausgewertet und im Februar 2019 in einem englisch-sprachigen Dokument zusammengefasst worden sind.⁷ Auch der römisch-katholische Rat der Bischofskonferenzen hat seine Mitglieder nach

⁶ Einen Rückblick nach zehn Jahren gab für die Situation in Deutschland Dorothea Sattler, Nur Vorsätze? Ein verliebter Rückblick auf zehn Jahre im Leben mit der Charta Oecumenica, Una Sancta 70 (2015), 68–75.

⁷ https://www.ceceurope.org/wp-content/uploads/2019/02/The-local-impact-of-Charta-%C5%92cumenica_GA-1.pdf.

den Auswirkungen der Charta befragt; die Ergebnisse dieser Befragung sind mir allerdings nicht bekannt. Ich kann jetzt also nur auf das Auswertungsdokument der KEK zurückgreifen.

Aus Deutschland haben sich neben mehreren evangelischen Landeskirchen und der EKD auch der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden, die Baptisten also, sowie die ACK an der Umfrage beteiligt. Aus Österreich sind keine Antworten eingegangen. Auf die Inhalte des Auswertungsdokuments kann ich hier nicht im Einzelnen eingehen. Nur so viel: Die Ergebnisse der Umfrage fügen sich zu einem sehr bunten, nicht immer übereinstimmenden Bild zusammen. Die Bekanntheit der Charta ist recht unterschiedlich und ebenso ihre Verwendung in der ökumenischen Arbeit. Aus Westfalen wird berichtet, dass die Charta zur Grundlage ökumenischer Partnerschaften von Ortsgemeinden gemacht wurde, teilweise durch Adaption des Textes auf die örtliche Situation. Das ist keine schlechte Idee. Es werden auch verschiedene Projekte und Veranstaltungen benannt, die von der Charta Oecumenica inspiriert worden sind. Die KEK hatte ihre Mitgliedskirchen u.a. gefragt, ob die Charta die wechselseitige Taufanerkennung zwischen Kirchen beeinflusst habe. Die Antworten zeigen einerseits, dass dies in der Tat der Fall war – u.a. durch multilaterale Vereinbarungen in Deutschland (Magdeburger Erklärung April 2007) und in der Schweiz (Erklärung von Riva San Vitale Ostern 2014). Sie zeigen andererseits, dass der Trägerkreis solcher Vereinbarungen zur Taufanerkennung deutlich kleiner ist als der Trägerkreis der Charta Oecumenica. In Deutschland haben die täuferischen Gemeindebünde der Mennoniten und der Baptisten sowie einige orthodoxe Kirchen nicht unterschreiben können, in der Schweiz fehlen alle orthodoxen Kirchen sowie die Baptisten und die Heilsarmee. Das zeigt, dass es keine gute Idee ist, auf Grund der Charta Oecumenica Fragen von Glaube und Kirchenverfassung, also von Taufe, Eucharistie und Amt, klären zu wollen. Solche Versuche schwächen die Charta eher als dass sie sie stärken. Was das Thema „Dialoge zwischen den Religionen“ betrifft, möchte ich auf ein Projekt der ACK in Deutschland hinweisen, das auch vom Bundesministerium des Inneren gefördert wird: Es trägt den Namen „Weißt Du, wer ich bin?“ und wird von der ACK in Zusammenarbeit mit dem Zentralrat der

Juden und vier muslimischen Organisationen durchgeführt.⁸ Ein wesentliches Ziel dieses Projekts ist die Förderung des gesellschaftlichen Zusammenlebens durch Stärkung des Dialoges und der Begegnungen zwischen den Religionen.

Und welche Bedeutung kann die Charta Oecumenica für die Zukunft haben? Oder kann man sie zu den Akten legen? Nun, als Selbstverpflichtung der europäischen Kirchen und ökumenischen Organisationen zum Dialog und zur Zusammenarbeit behält sie auf jeden Fall ihre Bedeutung, denn eine solche Selbstverpflichtung ist für die zwischenkirchliche Gemeinschaft dauerhaft wichtig. Wer also die Charta noch nicht unterschrieben hat, der sollte das jetzt tun, und zwar nicht als Einzelkirche oder als einzelner Gemeindebund, sondern mit zumindest einer ökumenischen Partnerkirche zusammen. Das würde deutlich machen: Wir nehmen den Dialog und die Zusammenarbeit christlicher Kirchen ernst. Die nationalen Ökumenischen Räte sollten die Charta, falls noch nicht geschehen, zu ihren Grundlagentexten hinzufügen. Das ist aber natürlich nicht alles. Eine Unterzeichnung dieses Dokuments stellt ja keinen Schlusspunkt, sondern einen Doppelpunkt dar. Die Kirchen begeben sich damit auf einen Weg zur sichtbaren Gemeinschaft miteinander. Die Schritte, die die Charta nennt, bleiben ein ständiger Auftrag:

Gemeinsam das Evangelium verkündigen, aufeinander zugehen, gemeinsam handeln, miteinander beten, und Dialoge fortsetzen,

und zwar unabhängig davon, ob es sich um eine Mehrheits- oder eine Minderheitskirche handelt. Wer Ideen sucht, wie man die Vielzahl an Selbstverpflichtungen der Charta in kleinen Schritten umsetzen kann, dem empfehle ich eine 2013 gedruckte Broschüre der deutschen ACK unter dem Titel „Gemeinsamer ökumenischer Weg mit der Charta Oecumenica“.⁹ Man könnte z.B. in ökumenischer Absprache einen einzelnen Themenbereich aus der Charta auswählen und ihn gemeinsam daraufhin diskutieren, welche praktischen Schritte in Richtung auf eine wachsende Zusammenarbeit gegangen werden

⁸ <https://www.weisstduwerichbin.de/aktuell/aktuelle-meldungen/>

⁹ <https://www.oekumene-ack.de/themen/charta-oecumenica/>, vgl. Dorothea Sattler, Charta Oecumenica. Gedanken zur Fortführung ihrer Rezeption nach der Unterzeichnung in Berlin 2003, in: Ökumenische Rundschau 53 (2004), 67-81.

könnten. Das ist besser, als alle Schritte gleichzeitig gehen zu wollen.

Die Charta kann m.E. auch in der Zukunft noch in den unterschiedlichen nationalen Kontexten Orientierung bieten und Anregungen geben. Sie wird ihre Bedeutung aber auch auf der europäischen Ebene behalten. Es gilt nach wie vor, dass das spirituelle Erbe des Christentums eine inspirierende Kraft zur Bereicherung Europas darstellt. Dafür, dass das so bleibt, müssen die Kirchen gemeinsam in der Öffentlichkeit eintreten. Es ist auch nach wie vor wichtig, dass die christlichen Kirchen in Europa gemeinsam jedem Versuch widerstehen, Religion und Kirche für ethnische oder nationalistische Zwecke zu missbrauchen. Und es ist weiterhin nötig, dass die christlichen Kirchen Europas allen Formen von Antisemitismus und Antijudaismus in Kirche und Gesellschaft entgegentreten – ich ergänze: selbst wenn sich der Antisemitismus als sog. Israelkritik verkleidet. Die Selbstverpflichtung der Kirchen, allen Formen von Antisemitismus entgegenzutreten, schließt m.E. ein, jeder einseitigen, pauschalen und übersteigerten Kritik am Verhalten der israelischen Regierungen entgegenzutreten. Erlauben Sie, dass ich dazu zwei Beispiele bringe, um deutlich zu machen, was ich meine. Das erste betrifft den UN-Menschenrechtsrat, in dem zurzeit auch Österreich und Deutschland Sitz und Stimme haben. Diese UN-Organisation ist im Juni 2006 gegründet worden und hat seither Israel nicht weniger als 90-mal durch Resolutionen verurteilt, öfter als Syrien, Nordkorea, Iran, Jemen und Venezuela zusammengenommen. Das stinkt gewaltig, und zwar nach Judenhass. Dass europäische Regierungen sich daran beteiligt haben, dürfen die christlichen Kirchen ihnen nicht durchgehen lassen. Das zweite Beispiel: Die Frankfurter Rundschau hat am 5. März dieses Jahres in Bericht und Kommentierung den Eindruck erweckt, Israel würde den Palästinensern Impfstoff gegen Corona vorenthalten, und dabei von Apartheid in Israel gesprochen. Das ist jedoch beides sachlich falsch und nichts anderes als eine Form von israel-bezogenem Antisemitismus. Dagegen müssen Christen und Kirchen protestieren.

Zum Schluss möchte ich auch darauf aufmerksam machen, dass das Europa, von dem die Charta Oecumenica spricht, größer ist als die Europäische Union (EU). Gewiss sind inzwischen die meisten Länder auf dem europäischen Kontinent Mitglied der EU, aber eben nicht alle, Norwegen und die Schweiz z.B.

nicht, und Großbritannien ist wieder ausgetreten. Den Kirchen Europas fällt damit die Aufgabe zu, das Bewusstsein dafür wachzuhalten, dass Europa als historisch-kultureller Raum auch die Länder umfasst, die nicht zur EU gehören. Der europäische Gedanke darf nicht von der Brüsseler Bürokratie monopolisiert werden. Der Wille der Kirchen Europas, „gemeinsam dazu bei[zu]tragen, Völker und Kulturen zu versöhnen“,¹⁰ endet also nicht an den Grenzen der EU. Er ist aber auch innerhalb der EU relevant, vielleicht sogar zunehmend. Die Tatsache z.B., dass die Länder Polen, Tschechien, Slowakei und Ungarn innerhalb der EU ein Teilbündnis geschlossen haben, die sog. Visegrád-Gruppe, deutet neben anderem auch auf historisch-kulturell begründete Differenzen innerhalb der EU hin, die noch der Versöhnung harren. Diese Differenzen dürfen sich nicht noch weiter verfestigen und verdeckte Feindschaften entstehen lassen. Die Versöhnungsarbeit der Kirchen Europas kann mit dazu beitragen, dass in der EU kein Spaltpilz aufwächst. Möge Gott es gelingen lassen.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

PROFESSOR DR. UWE SWARAT ist Hochschullehrer an der baptistischen Theologischen Hochschule Elstal. Er war jahrelang Vorsitzender des DÖSTA (Deutscher Ökumenischer Studienausschuss der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland).

¹⁰ Einleitung zur Charta Oecumenica.

Historische Begegnung im Stephansdom

22

Ankündigung der Erzdiözese Wien

| Michael Prüller

Eine historische Begegnung findet am Samstag im Wiener Stephansdom statt: Erstmals seit der fast 500 Jahre zurückliegenden Verfolgung der Täuferbewegung veranstalten die katholische Erzdiözese Wien und eine täuferische Lebensgemeinschaft gemeinsam eine Andacht im Stephansdom zum Gedächtnis der Opfer der Täuferverfolgung.

Neben Begrüßungs- und Segensworten von Erzbischof Kardinal Christoph Schönborn und dem gemeinsamen Gebet sind der szenische Monolog „Auf der Flucht“ (Gertrud Geissler) sowie Erinnerungen an Märtyrer der Täuferbewegung vorgesehen. In einem Begleitbrief zur Einladung schreiben Kardinal Schönborn und J. Heinrich Arnold von der täuferischen Gemeinschaft Bruderhof: „Wir wollen diese Andacht mit Menschen unterschiedlichster christlicher Kirchen als Fest des Miteinander in geschwisterlicher Wertschätzung und in tiefer Freundschaft feiern. Dadurch können wir das Vergangene nicht ungeschehen machen, aber

wohl der Heilung der Erinnerung dienen.“

Die Täuferbewegung entstand um die Mitte des 16. Jahrhunderts als Versuch einer ganz am Evangelium orientierten Lebensweise, zu der für die meisten Mitglieder der Verzicht auf jede Gewaltanwendung und für viele die Gütergemeinschaft gehörte. Der Name, der der Bewegung gegeben wurde, rührt daher, dass sie die Säuglingstaufe ablehnten, weil nach ihrem Verständnis die Taufe als Eintritt in die Kirche einen bewussten Glaubens- und Willensakt des Täuflings voraussetzt. Die Obrigkeiten gleichwelcher Konfession reagierten umgehend mit harter Verfolgung – auch in Wien, wo Täufer durch Verbrennen auf dem Scheiterhaufen oder durch Ertränken in der Donau hingerichtet wurden.

Da kein Landesherr sich zum Täuferum bekannte, fanden die Anhänger dieser Bewegung auch nirgendwo Schutz. Die Emigration nach Amerika machte eine kontinuierliche Existenz bis heute möglich; hier aber ist das Täuferum fast vollständig aus dem kulturellen Gedächtnis verschwunden. Seit wenigen Jahren gibt es auf dem Gebiet der Erzdiözese Wien in Retz im Weinviertel eine Präsenz der Bruderhof-Gemeinschaft, die 1920 in der hutterischen Tradition neubegründet worden ist. Eine zweite Präsenz dieser Gemeinschaft entsteht zur Zeit in Maria Anzbach im Wienerwald. Hierzulande gehören neben der Bruderhof-Gemeinschaft auch verschiedene täuferische Gemeinden, wie z.B. die Baptisten und Mennoniten, zu den staatlich anerkannten „Freikirchen in Österreich“.

Die Begegnung am kommenden Samstag beschreibt laut Begleitbrief die beteiligten Bekenntnisse als „Schwestern und Brüder: als Christen, die trotz der Last der Geschichte und aller theologischen Unterschiede zueinander gefunden haben und die voneinander lernen wollen, wie wir heute Jesus Christus treu dienen können.“ Kardinal Schönborn und J. Heinrich Arnold freuen sich in diesem Sinn darauf, „mit möglichst vielen Menschen aller christlichen Bekenntnisse des Vergangenen zu gedenken und unsere gemeinsame Hoffnung zu feiern“.¹

DR. MICHAEL PRÜLLER ist Leiter für Öffentlichkeitsarbeit und Kommunikation der Erzdiözese Wien und Pressesprecher für die Diözese und den Kardinal

¹ <https://www.erzdiözese-wien.at/site/home/nachrichten/article/97895.html>
19.11.2021 „Aus der Diözese“

23

verurteilte ihn zum Tod durch den Scheiterhaufen. Der Hass zwischen den Christen war so groß, dass er auch durch einen so beeindruckenden Akt der Nächstenliebe nicht gemildert werden konnte.

Heute haben wir eine andere Situation: Der Hass von außen gegen die Christen nimmt weltweit zu, wie gerade eben ein Bericht der OSZE dokumentiert. Vielleicht gerade deswegen ist der Hass der Christen untereinander weitgehend eine Sache der Vergangenheit geworden – was nicht zuletzt die oben genannte Andacht bezeugt. Vielleicht ist auch die Tat des Dirk Willems ein Beispiel dafür, dass auf lange Sicht und auf unerkannten Wegen das gelebte Gebot, seine Feinde zu lieben, unvorhergesehene Frucht bringen kann und dazu beiträgt, dass aus Feinden Freunde werden. Auch wenn es einen selber das Leben kostet.

Erschien in der Kirchenzeitschrift "Der SONNTAG", 21. 11. 2021

Die Kirche & Ich

24

Der andere, liebevolle Fundamentalismus

| Michael Prüller

Zu der an diesem Samstag stattfindenden historischen Andacht von Katholiken und Täufern im Stephansdom möchte ich kurz über Dirk Willems erzählen, einen der bekanntesten Märtyrer der Täuferbewegung, die vom 16. Jahrhundert an eine radikale Nachfolge Christi predigte. Der Großteil der Täufer bekannte sich zur Gewaltlosigkeit und zur Gütergemeinschaft. In Einzelfällen, wie unter Jan van Leiden im „Königreich Münster“, lief die Sache aus dem Ruder und wurde militant. Aber auch dort, wo die Täufer konsequent der Sanftmut Christi folgten, wurden sie von Katholiken, Lutheranern und Calvinisten gehasst und verfolgt.

Der Niederländer Dirk Willems sollte 1569 als Täufer vor Gericht kommen. Er konnte aber aus dem Gefängnis entkommen. Als einer seiner Verfolger über einem zugefrorenen Teich im Eis einbrach, machte Willems kehrt und rettete ihm das Leben. So konnte man seiner wieder habhaft werden, und ein Gericht

25



Bild von Jan Luyken (1685): Der Täufer Dirk Willems rettet seinen Verfolger. In der Folge kann er selbst nicht mehr fliehen und wird verbrannt.

DR. MICHAEL PRÜLLER ist Leiter für Öffentlichkeitsarbeit und Kommunikation der Erzdiözese Wien und Pressesprecher für die Diözese und den Kardinal

Grußwort zur Gedenkandacht

Liebe Schwestern und Brüder,

leider kann ich am heutigen Tag nicht mit Ihnen und euch gemeinsam in Wien feiern. Gleichzeitig bin ich gewiss, dass wir unsichtbar verbunden sind. Über diese Gewissheit hinaus möchte ich meiner Freude darüber Ausdruck geben, dass nun bereits der zweite Bruderhof in Niederösterreich gegründet wird.

Ich freue mich über die Neubelebung des Lebens aus der Täuferbewegung, weil ich ihr selbst eng verbunden bin. Meine geistliche Lebensgeschichte wurde durch ein Auslandsschuljahr an einer mennonitischen Schule in Kanada nachhaltig geprägt. Dort hatte ich ein Erweckungserlebnis, das mich bis heute trägt – und das viele Lebensentscheidungen mitbeeinflusst hat.

Ich freue mich aber auch, weil ich mein ökumenisches „Aha-Erlebnis“ schlechthin einem mennonitischen Pastor zu verdanken habe. Etwa 15 Jahre nach meinem Auslandsschuljahr war ich wieder einmal in Kanada. Da hat mir dieser Pastor erzählt, welche weiteren christlichen Gemeinden es im Dorf noch gibt. Dabei hat er gesagt: „Alle unsere Nachbargemeinden sind stark – und das ist gut für uns.“ Ich bin sicher: Er hat recht. In unserer Zeit, in der Religionen nicht mehr selbstverständlicher Teil des Lebens einer Gesellschaft sind, ist jedes Gedeihen von einzelnen ein Gewinn für alle.

So wünsche ich den Bruderhöfen in Niederösterreich Gottes Segen zu einem kräftigen Gedeihen, denn das ist gut für uns alle.

*Mag. Lars Müller-Marienburg,
Superintendent*

Einleitung zum Podiumsgespräch im bischöflichen Palais

*| Johann Heinrich Arnold, Leiter der Bruderhof-Gemeinschaft, am
Samstag 20. November 2021 im Bischöflichen Palais in Wien*

Dear brothers and sisters,

Welcome and greetings of love in the name of Jesus Christ who calls us together here today with a message of true love and forgiveness. Jesus said, “By this shall all men know that ye are my disciples, if ye have love one to another.” John 13:35

God has a plan and a purpose for this world. The center point of that plan is Jesus. “For God so loved the world that He gave His only begotten Son, that whoever believes in Him should not perish but have everlasting life.” John 3:16

The threads of God’s plan run throughout history, woven together in a fabric that will one day be complete in a perfect tapestry of God’s Kingdom of love and justice. The colourful threads are lives that burned with love for Jesus and

others, the many that stayed faithful through trials and tribulation and laid down their lives in service of others and for their faith. Jesus showed the way with his life, teachings, miracles of healing; with His suffering, blood, death and resurrection. The Holy Spirit established the Christian Church at Pentecost, built on the rock of faith in Jesus Christ, embodied and led by Peter and the other disciples and joined by all who were compelled by the call of the Spirit to turn from sin, to repent and be baptized and live a new life of love in deed and in truth. The message and the flock grew and flourished and spread, in spite of, or even fanned on by persecution. But the church also went through times of weakening and decay through the deceit and cunning of the evil one, and the fallen nature of men. But always there were and are sparks, embers, that are fanned and rekindled by the Holy Spirit into flames of renewal. These are men and women of faith and courage, building blocks of a growing Kingdom.

One such renewal was the early Anabaptist movement 500 years ago, kindled right here in this land, a calling of renewal back to the true and pure discipleship of Jesus. Through the work of Christ's Spirit, the church had to become visible – a flesh-and-blood reality, a community of human beings who, despite their weaknesses, are a sign of the God's coming kingdom of perfect love, peace, and justice. This was costly discipleship, and many were persecuted and lost their livelihoods, homes, families, and even their lives for staying true to their newfound faith and calling.

This same calling inspired the founding of the Bruderhof community 100 years ago. It is the reason why the Bruderhof's founder, my great-grandfather Eberhard Arnold, inspired by the First Century Christian Church and every movement of renewal to complete discipleship, sought out the descendants of the early Anabaptists, the Hutterites in North America, and in 1930 was ordained as a Hutterite minister. That is why the foundations and church order of the Bruderhof come from our brothers and sisters in the Hutterite church. (By the way, this history is especially important to me personally, because my wife Wilma is a Hutterite and my children and grandchildren have inherited this legacy.)

It seems significant to me that God led us to Austria just in time to celebrate the 100-year anniversary of our Bruderhof movement. It was only four years ago

that Johannes Fichtenbauer, Hans-Peter and Verena Lang and others encouraged us to consider starting a Bruderhof community here in Austria. In our wildest dreams, we would have never imagined what all God has given in the meantime. I have to welcome and thank especially Reinhard and Rosie Kummer, who together with all our brothers and sisters in the Austrian Mennonite churches made it possible for us to establish the Bruderhof as a recognized religious community in Austria. And, of course, I thank our dear brother Christoph Schönborn, who has provided unceasing inner and practical support and who gently guided us to the Gutshof in Retz, where God has given so much over the past three years. Thank you also to the many people sitting in this room, whom I do not personally know, but who have encouraged and supported our new beginning here in Austria. It is a privilege to gather with you here today.

Jesus final prayer for unity among his disciples as recorded in John 17, "That they may all be one, Father, just as you are in me and I am in you" is so vital and important today. Are we one today? What does Jesus mean by that? How can we be one? What a tragedy that we Christians today are still so divided, not just because we have different traditions and doctrines, or call ourselves Catholics, Orthodox, Protestants, and Anabaptists, but because we don't have enough love for each other. Why is it that after two thousand years we still have not arrived at the unity Jesus prayed for?

Twenty-five years ago, my father Christoph Arnold spoke about this difficult question with Cardinal Josef Ratzinger, then the Prefect of the Congregation for the Doctrine of the Faith. The future Pope Benedict XVI made a profound statement about what true unity involves. It is a statement that the early Anabaptists, I believe, would agree with 100%. He said:

We cannot bring about unity in the church by diplomatic maneuvers. The result would only be a diplomatic structure based on human principles. Instead, we must open ourselves more and more to our Lord Jesus Christ. The unity He brings about is alone true unity. Anything else is a political construction, which is as transitory as all political constructions are. This is the more difficult way, for in political maneuvers people themselves are active and believe they can achieve something. We must wait on the Lord, that He will give us unity, and of

course we must go to meet Him by cleansing our hearts. Together let us allow the Lord to cleanse us and let us learn the truth from Him, the truth that is love, so that He can work and so that He brings us together.

We gather today with all of you to remember the Anabaptist forefathers who gave everything they had, even their lives, in costly discipleship. Let us also gather today to re-affirm our own personal commitment to a life of discipleship that testifies to God's Kingdom. Let us also gather today, just as Pope Benedikt encouraged us, to "allow the Lord to cleanse us and let us learn the truth from Him, the truth that is love, so that He can work and so that He brings us together."

Prayer of invocation:

Our heavenly Father

We lift our hearts and hands to you in prayer today, in great thankfulness for this wonderful gathering, for this opportunity to come together as your followers, your flock, your disciples, as brothers and sisters to seek and grow in love and unity. Guide and bless our time together and remembrances of our forefathers. Renew us with your Spirit.

Father forgive us for our sin, our blindness, our selfishness, our small hearted and mindedness, our division and lack of love.

We ask you for the greatest gift of love, your love, to be born anew in us, in all who believe and call on your name. For love is of God; and every one that loves is born of God, and knows God. Help us to not just love in word or in tongue; but in deed and in truth.

Father, as your son Jesus prayed for us, we too pray and long the we all may be one, Father, just as you and your son Jesus are one. May we dwell in your love, Father, so that we may be brought to complete unity, and the world may know that we are your children and disciples.

This we ask in Jesus name,

Amen

J. HEINRICH ARNOLD leitet gemeinsam mit seiner Frau Wilma die Bruderhof-Gemeinschaft.

Die Jesuiten: Tragisch erfolgreich in der Rekatholisierung und Verfolgung der Täufer*

| Eduard Geissler

Kardinal Schönborn und J. Heinrich Arnold schreiben in der Einleitung zur heutigen Andacht:

„Dabei begegnen wir uns dann nicht mehr als von „der einen“ oder von „der anderen“ Seite, sondern schlicht und einfach als Schwestern und Brüder: als Christen, die trotz der Last der Geschichte und aller theologischen Unterschiede zueinander gefunden haben und die voneinander lernen wollen, wie wir heute Jesus Christus treu dienen können“.

Welch ein Segen wäre geflossen, wenn diese Einsicht auch vor 500 Jahren beherzigt worden wäre!

Leider war es ganz anders. **1556** ermöglichte der **Kaiser Ferdinand I** die

* Nach der Einleitung von J. H. Arnold haben auf dem Podium Geissler, Fichtenbauer, Fischer-Dörl und Boller ihre Beiträge vorgetragen. Die Moderation des Podiums lag bei Marie-Louise Weißenböck. Vgl. den Bericht von Th. Nauerth Seite 51

Errichtung des 1. Jesuitenkollegs im Reich, und zwar hier in Wien, und noch viele solche Niederlassungen sollten folgen. Er ernannte den damaligen Jesuitenprovinzial Petrus Canisius zu seinem Hoftheologen – und prediger, weil er spät, aber doch die Reformbedürftigkeit der römisch-katholischen Kirche erkannte und mit den seit 1540 bestehenden Jesuiten seine geistliche „Wunderwaffe“ sah, um zumindest seine Habsburger Erblände rein „katholisch“ zu machen und von Protestantismus und Täufern zu „reinigen“.

Als Landesfürst von Tirol und späterer König und Kaiser trat Ferdinand I nämlich **ab 1527 eine Verfolgungswelle nach der anderen** gegen die in der breiten Bevölkerung sehr angesehenen Täufer los. Täuferinnen und Täufer wurden bei lebendigem Leibe verbrannt, enthauptet oder ertränkt. Man entriss ihnen ihre Kinder, konfiszierte das Vermögen und brannte ihre Häuser und auch jene derer, die ihnen Unterschlupf gewährten, nieder. Die hutterische Chronik berichtet von 23 Hinrichtungen allein in Wien mit dem Zusatz „und viel heimlich gerichtet“. Retten konnte man sich nur durch Widerruf oder durch Flucht – speziell nach Mähren, wo Täufer zum damaligen Zeitpunkt vom dortigen Adel geschützt wurden und wo blühende Gemeinwesen entstanden.

Der Staat sah durch diese friedfertigen Menschen **die bestehende Ordnung in ihren Grundfesten gefährdet**, weil die Täuferinnen und Täufer jegliche Gewaltanwendung und Kriegsunterstützung sowie die Leistung von Eiden (auch Loyalitätseide) verweigerten. Sie strebten die Bildung von Alternativgesellschaften nach urkirchlichem Vorbild jenseits kirchlicher Hierarchien an. Die Hutterer teilten, so wie in der Apostelgeschichte geschrieben, Hab und Gut und bildeten güter- und produktionsgemeinschaftliche Siedlungen. Zudem lehnten sie die Kindertaufe ab und „raubten“ somit – aus römisch-katholischer Sicht – den früh verstorbenen Kindern einen Platz im Himmel.

All diese Verfolgungen fruchteten nicht wirklich – bis die Jesuiten zum Einsatz kamen und der protestantische Adel in der Schlacht am Weißen Berg 1620 ihren Einfluss in Böhmen verlor: Zwei Drittel der Täuferinnen und Täufer (Hutterer) ließen sich katholisieren, der Rest floh in die Westslowakei und nach Siebenbürgen. Die Jesuiten missionierten in Täufergebieten, betrieben Schulen, polemisierten dort massiv gegen die Täufer und versuchten, die in den

Folterkammern eingekerkerten Täufer zum Widerruf zu bewegen. Besonders fokussierten sie sich aber auf die Hauptsiedlungsgebiete der Hutterer, zunächst in Mähren, dann in der Westslowakei (Oberungarn) und in Siebenbürgen. Anfangs in Mähren blieb es bei der polemischen Agitation, später gingen die Jesuiten brutaler vor: Mit Schlägertrupps, gewaltsamer Absetzung der Führungsebene, Zwangspredigten und Kindeswegnahme. Auch hier gelang die Zwangskatholisierung, nur ein ganz kleiner Rest konnte über die Walachei in die Ukraine fliehen, und von dort aus später nach Nordamerika.

Jesuiten & Täufer: Ein äußerst tragisches Kapitel der Geschichte der Christenheit:

Überzeugte Christen – wie die Jesuiten – halfen entscheidend mit, ebenfalls entschiedene Christen – wie die Täufer – zu bedrängen und zu verfolgen. Denn bei näherer Betrachtung vertraten beide Seiten **durchaus gemeinsame Anliegen**, zogen aber unterschiedliche Folgerungen:

Sie kamen geistlich aus derselben Wurzel der spätmittelalterlichen Mystik und der Laienbewegung *Devotio Moderna*. Von daher hatten sie dieselbe Grundüberzeugung, dass eine persönliche Gottesbeziehung bzw. entschiedene Nachfolge Jesu eine mündig getroffene **Glaubensentscheidung** voraussetzt (Täufer: Glaubenstaufe; Jesuiten: Gebet der Ganzhingabe nach Exerzitien). Beide setzten ihr Leben ein, um die **Kirche nach frühkirchlichem Vorbild** wiederherzustellen (Täufer: Eigene Kirchen nach dem Motto „neuer Wein in neue Schläuche“) bzw. zu erneuern (Jesuiten: „Echte geistliche Kirche mit echt geistlichen Christen“ innerhalb der römisch-katholischen Kirche). Beide betonten die tätige Umsetzung im Alltag nach der Heiligen Schrift (**„Täter des Wortes“**), was Bibelkenntnis voraussetzt. Und beide Seiten setzten **mit eigenen Schulen** mit hoher Qualität auch auf Bildung.

Die fluchtartige Emigration der Täuferinnen und Täufer hat einerseits ihre Predigt und ihr Vorbild brutal zum Schweigen gebracht, tiefe Wunden geschlagen und **ein geistliches Loch gerissen**, das m.E. bis heute – trotz Freikirchen und katholischen Volksmissionen – noch nicht gefüllt werden konnte. So bleibt das Zeugnis der Kirchen für den Herrn getrübt.

Ich sehe besonders folgende notwendige Schritte zur „Füllung“ dieses Lochs:

1. Prozesse der „Heilung der Erinnerung“ initiieren:

Wir vom Hutterer Arbeitskreis sehen es als unseren besonderen Auftrag – neben der Information über die Geschehnisse, oft in Zusammenhang mit der Eröffnung von Gedenkstätten –, die Rechtsnachfolger der Täterseite (Staat, RK) mit den Nachfolgern der Opferseite (Hutterer) zusammenzubringen. So kam es 2015 zu Bußbekenntnissen bei der Eröffnung des Huttererparks in Innsbruck und der Hutterer-Informationstafel in St. Lorenzen (Südtirol) zu solchen feierlichen Begegnungen. 2019 wuschen sich in der Innsbrucker Jesuitenkirche Katholiken (darunter auch der Rektor der Jesuiten) und Mennoniten aus USA und Japan in einer sehr bewegenden Zeremonie gegenseitig die Füße. Solche geistlichen Prozesse verändern die geistliche Atmosphäre eines Landes hin zu einer neuen Offenheit für die Botschaft Jesu. Dass sich der Bruderhof sich so herzlich willkommen ansiedeln kann, hat m.E. auch damit zu tun. Ich erwarte mir, dass aus der heutigen Andacht reicher Segen fließen wird.

2. Auf die Täuferinnen und Täufer hören, was sie uns heute noch zu sagen haben, von ihnen lernen und sich davon herausfordern zu lassen.

Die Jahresthemen zur Vorbereitung für das 500-Jahr-Jubiläum der Täuferbewegung können uns dabei helfen:

*Mündig leben,
gemeinsam leben,
konsequent leben,
gewaltlos leben,
Hoffnung leben.*

Wertschätzen wir das apostolische Erbe, das alle Kirchen in unterschiedlicher Weise für den ganzen Leib Christi bewahren konnten! Hier gilt es noch viel zu entdecken, damit wir umso treuer Jesus dienen können. Dazu kann uns die Täuferbewegung – neben den Ostkirchen – sehr helfen.

DR. EDUARD GEISSLER (INNSBRUCK) *engagiert sich als Schriftführer im Hutterer-Arbeitskreis für Tirol und Südtirol*

Versöhnungsdienst des Runden Tisches

| *Johannes Fichtenbauer*

Es begann Mitte der 80er Jahre. Bereits Anfang der 70er durfte meine spätere Frau und ich einen ersten Durchbruch zum Glauben erleben: In einer evangelikalen Freikirche in Wien. Danach die Anfänge der Charismatischen Erneuerung. Die Sehnsucht nach Einheit – gerade zwischen Evangelikalen und Katholiken – ließ uns nicht mehr los. Mit einer evangelischen Gemeindegemeinschaft und dem Pastor der damals einzigen Wiener Pfingstgemeinde traf ich mich zum Gebet. Andere nach Versöhnung und Einheit Suchende stießen dazu. Wir nannten uns „Kreis zur Einheit“ – und wir glaubten einander unseren Glauben als Schwestern und Brüder. Ähnliches in anderen Städten Österreichs. Das Miteinander über die Konfessionsgrenzen hinweg war zum inneren Ruf geworden.

Der internationale „Marsch für Jesus“ – Mai 1992 brachte diese Entwicklung erstmals deutlich in die Öffentlichkeit. Wir wollten auch in Wien umsetzen,

was in anderen Nationen erfolgreich gelaufen war. Ein Komitee aus Leitern der verschiedenen Erneuerungsbewegungen und Freikirchen verantwortete das Projekt. Zum Marsch selbst sammelten sich zu unserer Überraschung fast 5000 Teilnehmer aus allen Lagern. Mit „Jesus ist der Herr“-Plakaten zogen wir über den Ring. Bürgermeister Zilk wollte sich diese seltsame Demonstration ansehen. Spontan nahm er das Mikrofon und hielt eine begeisterte Predigt über die Bedeutung der Christen für diese Stadt. Die Berichte der Medien waren sehr positiv. Die Reaktionen in manchen Kirchenkreisen weniger.

Eine mühevollte Zeit begann. Dieser Weg der Öffnung gegenüber den Freikirchen sollte aus der Sicht wichtiger Vertreter der Großkirchen **nicht** weitergeführt werden. Zu sehr würde dadurch die harmonische Ökumene der staatlich anerkannten Kirchen in Bedrängnis geraten. Ein zweiter Marsch für Jesus fand **dennoch** statt. Aber es wurde klar: Mit Events alleine kann die Versöhnung nicht erreicht werden.

Der 18. Jänner 1997 brachte die Wende. Schon 2 Jahre davor hatte Wien einen neuen Erzbischof bekommen. Christoph Schönborn brachte nicht nur seine Erfahrung als weltkirchlich-etablierter Theologe mit, sondern auch seine positive Haltung zur evangelikalen Christenheit. Das **Welt-Jugendtags-Kreuz** sollte an diesem kalten Jännerabend in Wien offiziell begrüßt werden. Doch der Erzbischof wünschte sich eine **gemeinsame** Feier der jungen Christen aus allen konfessionellen Lagern, eine Feier rund um das Kreuz, das uns als Schwestern und Brüder verbindet. 3000 kamen in den Dom. Dort, wo vor dem Dom noch 450 Jahre zuvor die Prediger der Täuferbewegung zum Tode verurteilt wurden, predigte in dieser Nacht Dietrich Fischer-Dörl als junger Baptistenpastor, vom Ambo des Bischofs aus.

Die Zeit war reif für eine substantielle Versöhnungsarbeit – hin zu den Freikirchen. Ermutigt durch den 18. Jänner gründeten noch im Herbst 1997 die Protagonisten der Marsch-für-Jesus-Bewegung den „**Weg der Versöhnung**“. Als zentrales Organ sollte ein „Runder Tisch“ dienen, gewissermaßen ein christliches „Quasi-Parlament“. Rund 70 leitend Verantwortliche aus kirchlichen Bewegungen und Freikirchen schlossen sich **verbindlich** dieser Weggemeinschaft an. Jesus Christus im Zentrum! Auch über die anderen Eckpunkte der klassischen

Glaubensbekenntnisse konnten wir uns relativ rasch einigen, sogar in der Tauffrage, nachdem klar war, dass es für alle, ob als Kind oder Erwachsener getauft, immer wieder der persönlichen Bekehrung bedarf. Auch für trennende Glaubensüberzeugungen der zweiten Linie konnten wir viel gegenseitiges Verständnis finden. Manches Trennende müssen wir stehen lassen. Wir lernen zu begreifen, was „Einheit in versöhnter Verschiedenheit“ bedeutet.

In der Arbeit von 8 Foren sollen die theologischen Erkenntnisse in das gemeinsame Zeugnis für die Werte des Evangeliums übergeführt werden: Gegenüber den Menschen auf der Straße, gegenüber Kunst und Kultur, gegenüber Gesellschaft und Politik. Dafür haben wir uns eng mit der „Evangelischen Allianz“ zusammengeschlossen.

Immer wieder wurde der „Weg der Versöhnung“ durch Krisen zur Selbst-vergewisserung gezwungen. So war es etwa nach dem vatikanischen Schreiben „Dominus Jesus“ (1999), als die Unkenrufe aus allen Richtungen unser Experiment in Frage stellten. Ein mutiges Bekenntnis des Kardinals zum eingeschlagenen Weg ohne Alternative half. Dies bedeutete für viele „Runden-Tischler“ sich nochmals für den Preis zu entscheiden, den dieses gegenseitige Vorvertrauen einfordert.

Ein großer Durchbruch gelang (indirekt auch dem Runden Tisch) mit der staatlichen Anerkennung der „Freikirchen in Österreich“ im Jahre 2013. Die Ablehnung der Einzel-Anerkennung der fünf freikirchlichen Bünde war zum Dauerfrust für alle geworden. Eine erneute Ablehnung der Pfingstler schuf den Mut zum Wagnis. Die langsame „Gewöhnung“ aneinander, u.a. im Rahmen des Runden Tisches, hatte das Feld bereitet, um sich als fünf Bünde unter einem Kirchendach zusammenzuschließen. Als FKÖ können sie jetzt mit einer Stimme vor dem Staat und den anderen Kirchen auftreten. Die solidarische Unterstützung des evangelischen Bischofs und des katholischen Kardinals ermöglichten diese Option.

Schon lange stand die Aufarbeitung der Täufergeschichte in Österreich auf dem Arbeitsprogramm des Runden Tisches. Fast 500 Jahre Schweigen gegenüber dem schweren Unrecht, das den Täuferkirchen des 15., 16. und 17.

Jhdts. angetan wurde. Das durfte so nicht bleiben. Eduard Geissler und die Tiroler Forschungsgruppe zur Hutterer-Geschichte arbeiteten eng mit unserem Forum „Geschichtsaufarbeitung“ zusammen.

Die Initiative „Wittenberg 2017“ kam uns bei diesem Anliegen ebenfalls zu Hilfe. Eine Gruppe Engagierter aus Europa und den USA wollten für das Reformationsjubiläum diesen dritten Ast der Reformation in den Fokus rücken. Schon ab 2013 begannen Studientage und Gebetstreffen zum stellvertretenden Bekenntnis und zur Buße. Den Abschluss bildete ein großes Fest in Wittenberg unmittelbar nach den Jubiläumstagen. Vertreter der Mennoniten waren gekommen, und auch Abgesandte des „Bruderhofs“. Ich hatte das Vorrecht, im Namen unseres Bischofs ein Bitte um Vergebung auszusprechen, für das Unrecht, das die katholische Seite den Täufern angetan hatte. Tränen der Reue und der Freude, Umarmungen, Zuspruch eines treuen Miteinanders von jetzt an waren die Folge.

Schon 2019 sollte dieses Versprechen eingelöst werden. Kim und Ulrike Comer kamen als Botschafter des Bruderhofs an den Runden Tisch. Gemeinsam suchten wir nach einem konkreten Zuhause für eine erste Ansiedlung. Das Angebot von Kardinal Schönborn, im ehemaligen Dominikanerkloster in Retz einzusteigen und den zugehörigen Gutshof zu übernehmen, machte nun die **Heilung der Geschichte** sehr konkret. Mit dem Erwerb des Klosters in Maria Anzbach war klar, dass die Präsenz des Bruderhofs in Österreich ausgeweitet wird. Der Anschluss des Bruderhofs an den Mennonitenbund hat weitere heilsame Vernetzungen zur Folge. Mit dieser Rückkehr auch der historischen Täufer ist nun ein wesentliches Ziel des Runden Tisches erfüllt und eine neue Zukunft eröffnet.

MAG. JOHANNES FICHTENBAUER ist Diakon in der Erzdiözese Wien und Leitungsmitglied bei „Charis“, der vatikanischen Anlaufstelle für die *charismatische Erneuerung*

Gemeinsamkeiten zwischen Täuferbewegung und heutigen Freikirchen

| *Dietrich Fischer-Dörl*

Liebe Schwestern und Brüder vom Bruderhof, sehr geehrter Kardinal, lieber Bruder Christoph, sehr geehrte Damen und Herren, ich beginne mit

Zwei Vorbemerkungen

Als Geburtsstunde des „Linken Flügels der Reformation“ wird zumeist die erste Erwachsenentaufe der Neuzeit im Jahr 1525 angegeben. Wie der Historiker Franz Graf-Stuhlhofer erst kürzlich in einem Artikel¹ in der Wiener Zeitung nachgewiesen hat, befinden wir uns aber bereits heuer in einem 500-Jahr-Jubiläum des Täuferturns. Denn die frühesten Texte, die sich gegen die Taufe von Kleinkindern wandten, sind gegen Ende des Jahres 1521, also exakt vor 500 Jahren verfasst worden. Die von Luther polemisch „Zwickauer Propheten“ bezeichneten Männer rund um Nikolaus Storch haben vier Jahre nach den Hammerschlägen

¹ <https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/chronik/oesterreich/2105170-Als-Taufen-noch-ein-Schwerverbrechen-war.html>

an der Wittenberger Kirchentür die Praxis der Säuglingstaufe kritisiert und für das Aufschieben der Taufe plädiert. Und so wie der Thesenanschlag Luthers nicht verborgen blieb, so gab es auch über der Tauffrage rasch und weithin einen schriftlichen Austausch. 1521 wurde also bereits gegen die Säuglingstaufe protestiert. Vier Jahre später, 1525, wurde die inzwischen gefestigte Kritik in praktisches Handeln umgesetzt. Die dramatischen Folgen für unsere geistlichen Vorfahren sind bekannt.

Ein zweites Jubiläum begehen wir heute. Wir holen das Fest des 100jährigen Bestehens des Bruderhofs nach. Und damit möchte ich als Baptist und Freikirchler die Frage nach den Gemeinsamkeiten zwischen den Täufern vor beinahe 500 Jahren und den Freikirchen heute einleiten:

Einleitend dazu: Als vor gut 35 Jahren zwei Paare, Kim Comer und Ulrike Pagel, und ich mit meiner Frau Regina gemeinsam in einem Hamburger Bibelkreis saßen, da ging es uns nicht in erster Linie darum, das Erbe der Täufer aufrecht zu erhalten. Vielmehr haben wir nach einem glaubwürdigen Leben in der Nachfolge Christi gefragt. Wir kamen aus verschiedenen Freikirchen, und wir haben neben der Bibel Autoren wie John Howard Yoder oder Wolfgang Vorländer gelesen, und immer ging es um die Frage, ob der Anspruch des Nazareners und unsere tiefe Sehnsucht nach Glaubwürdigkeit nicht noch etwas anderes braucht als die Etabliertheit, die sich nach 150 Jahren Geschichte auch in freikirchlichen Gemeinden sichtbar ausgebreitet hat. Was war der Stachel, der unseren Kirchen abhandengekommen war? Wie ließ sich die Verkündigung des Reiches Gottes wieder ganzheitlich und gesellschaftlich relevant leben? Wo ist das Wagnis geblieben, im Leben einer evangelischen Minderheit in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts?

Wenn wir einen Zeitraum von 500 Jahren überblicken, zwischen dem ersten Zeugnis über Taufenkenntnis und Lehrbildung und dem Bild, das die Freikirchen heute in Mitteleuropa abgeben, dann möchte ich in diesem Vergleich zwei Bereiche ansprechen. Zwei Eckpunkte, die die Frage, was die Täufer und die heute existierenden Freikirchen verbindet, und was sie trennt, m.E. erhellen können.

Ganz schön gewagt

„Ganz schön gewagt“, sagt die Theologin Andrea Strübind und gibt damit die Fremdsicht auf das Leben der Täufer wieder.² Gleiches ließe sich wohl auch im Blick auf die Einstellung der Freikirchen des 19. und 20. Jahrhunderts sagen, und auch über das Leben der Menschen, die sich dem Bruderhof anschließen: „Ganz schön gewagt“

Und indem die Täufer so wie die Gründer der Freikirchen in ein gewagtes Leben einsteigen wollten, ging es ihnen nicht zuletzt um Freiheit und um Gemeinschaft.

1. Zur gewagten Freiheit

Hubmaier und andere Theologen der Täuferbewegung wussten, dass sie Gott mehr gehorchen mussten als den Menschen. Weder obrigkeitliche Hilfe noch Hindernisse, die der Staat vor ihnen aufbaute, durften sie daran hindern, Gott und seinem Wort gehorsam zu sein. Nicht alle Täufer waren ablehnend gegenüber den notwendigen Institutionen des Staates. Aber sie wollten ihren Glauben frei und ungebunden leben.

So weit wir es bis heute wissen, haben Hubmaier und die anderen täuferischen Denker kein Szenario einer in Glaubens- und Gewissensfreiheit lebenden Gesellschaft angedacht. Sie haben aber zu spüren bekommen, mit welchem Nachdruck die Kirche Roms zusammen mit dem Kaiser ein lückenlos geschlossenes Corpus Christianum verteidigt hat. Gut 100 Jahre später erst und weit genug weg, in der nordamerikanischen Kolonie Rhode Island, konnte der Baptist Roger Williams ein Staatswesen gründen, in dem erstmals „volle Freiheit in religiösen Angelegenheiten“ bestand. Doch erst nach weiteren 200 Jahren waren in Mitteleuropa die Freikirchen als Bewegung des erstarkenden Bürgertums in der Lage, die Grundsätze der Religionsfreiheit in den Staaten des Nachmärz einzumachen. Noch im Juni 1997, bei der zweiten Ökumenischen Versammlung in Graz (Thema: „Versöhnung – Gabe Gottes und Quelle neuen Lebens“), als der anglikanische Erzbischof Rowan Williams bereits über seine

² Themenjahr 20: gewagt! mündig leben, Hg. 500 Jahre Täuferbewegung 2025 e.V., Frankfurt/M. (2020): Strübind, Andrea; Gewagt!, S. 14ff.

Gespräche mit den britischen Pfingstkirchen berichtet hat, haben führende Persönlichkeiten der Wiener Erzdiözese vor dem Eindringen neuer Freikirchen gewarnt. „Man könnte doch erwarten, dass nur solche Bewegungen Zugang erhalten, die unserer österreichischen Kultur entsprechen“, hieß es. Professor Erich Geldbach vom Ökumenischen Institut Bensheim, er stand neben mir, hat nur die Augen verdreht und sich gefragt, wo wir uns hier befinden.

Die Täufer und die Freikirchen haben es immer wieder gewagt, für die Freiheit einzutreten. Zuerst allein in dem Wunsch, ungehindert Gott gehorchen zu können. Später in den Freikirchen auch, um einer allgemeinen Unterdrückung von Glauben und Gewissen entgegenzutreten. Heute jedoch stehen wir vor einer neuen Herausforderung: Wenn derzeit der Eindruck entsteht, der Kampf für Glaubens- und Gewissensfreiheit dient als Vorwand, um Einschränkungen gegenüber nichtchristlichen Gemeinschaften zu rechtfertigen, müssen die Freikirchen als erste wieder für eine allgemein und für alle gleich geltende Religionsfreiheit in den Riss treten.

2. Zur gewagten Gemeinschaft

Vor 500 Jahren war die Täufergemeinde die eschatologisch aufgeladene Alternative zur Unmündigkeit des säuglingsgetauften Kirchenvolks, und zu einer Kirche als Herrschaftssystem mit Hierarchien, aber scheinbar längst ohne Bezug auf den in der Bibel verkündeten Christus. Über dem Bibellesen hatten Menschen erkannt, wie sie selbstbestimmt ihren Glauben leben wollten. Mit dem biblischen Wort und ohne weltliche, sündige Last sollte die Täufergemeinde ihrem Herrn entgegen gehen.

Nicht unähnlich waren die Vorgänge in den neu gegründeten freikirchlichen Gemeinschaften vor 150 Jahren: Die Bibel war Grundlage für die Absetzbewegung von den etablierten christlichen Kirchen. Die Bibel war aber auch Basis für die moralische Botschaft, sich mit der Hilfe Gottes und durch den Zuchtmeister der Predigt aus dem Elend zu einem Leben in Würde zu erheben. Die freikirchliche Gemeinde ist zur Ermächtigungsgemeinschaft für die oft buchstäblich aus Armut und Trunksucht befreiten Gläubigen geworden. Und Freikirchen waren nicht selten Familienersatz und eine gleichzeitig von Barmherzigkeit und von Strenge

bestimmte Besserungsanstalt noch dazu. Der baptistische Gründervater Johann Gerhard Oncken kannte über Jahrzehnte die Schicksale seiner Gläubigen bis ins Detail. Aus den Protokollen der ersten Jahrzehnte in der Gemeinde in Hamburg lassen sich die weit ins Private eingreifenden Weisungen des „pater familiae“ Oncken nachlesen. Gleichzeitig erschrecken heute die zum Teil skurrilen Begründungen für das Ausschließen, für die Maßnahmen der Gemeindezucht, wie sie damals hieß. Doch wenn jemand bereute, wurde er schnell wieder aufgenommen. Alles war gut gemeint und darauf ausgerichtet, das Leben der Mitglieder vor neuerlichem Verfall und Elend zu bewahren. Die Heiligung war das Motto der stark calvinistisch geprägten Gemeindebewegungen. Gewagt war diese Gemeinschaft dennoch. Denn sie verlangte das Vertrauen in die verändernde Kraft Gottes genauso wie die die Bereitschaft, sich gesellschaftlich in die Absonderung zu begeben. Wer zu den Methodisten, Baptisten, Brüdergemeinden etc gehörte, war nicht selten stigmatisiert, und er hatte sich schließlich auch selbst abgesondert.

Doch was von den vielen Forderungen an den Einzelnen bis heute in Freikirchen inzwischen häufig unreflektiert weitergegeben wird, verlangt nach neuen Antworten. Deshalb möchte ich mein Statement mit einer Frage beenden:

Was haben wir als Freikirchen heute in Bezug auf das Wagnis der Gemeinschaft neu zu formulieren?

Ich glaube, dass es in Zukunft nicht sein kann, dass sich junge Menschen zuerst für eine konservative bis fundamentalistische Grundhaltung entscheiden müssen (egal ob es um Klimapolitik, Vertrauen in die Wissenschaften oder geschlechtliche Identität geht), um einer Freikirche angehören zu können. Es wird jedoch darum gehen, die Bedeutung der christlichen Gemeinschaft theologisch neu, und zwar mit einem eschatologischen Blickwinkel zu füllen. Denn was soll denn unsere Gemeinschaft in den Gemeinden anderes sein als ein Hereinholen der zukünftigen, vollkommenen Gemeinschaft mit Christus ins Heute!? Das ist es ja auch, was die täuferische Theologie und die Ekklesiologie der Freikirchen verbindet, und was deshalb unsererseits wieder viel stärker betont werden sollte.

Uns ist das biblische Bild der zukünftigen Menschengemeinschaft geschenkt: „Es werden kommen von Osten und von Westen, von Norden und von Süden, die zu Tisch sitzen werden im Reich Gottes.“ (Lukas 13,29)

Die Bibel lässt keinen Zweifel daran, dass wir in Christus zur Familie Gottes gehören. Und ob im Bruderhof oder in den Freikirchen, auch dieses Wissen ist noch wach in uns: Der Kern eines gesunden, heilen Familienlebens sind die gemeinsamen Mahlzeiten. Beim „Wagnis Gemeinschaft“ geht es heute deshalb darum, dass wir ganz neu die zukünftige Tischgemeinschaft mit Gott, zu der er heute schon Menschen aus allen Nationen beruft, als ein solches „Nachhausekommen“ und ein solches „Zuhause-sein“ abbilden, und zwar für alle, die sich nach einer endlich „heilen Welt“ sehnen, für alle die sich gemeinsam an den Tisch des Herrn einladen lassen. Dabei wird es völlig egal sein, welche Herkunft und welche „Identität“ die zukünftigen Familienmitglieder mitbringen. Solche Gemeinschaft heute bereits vorwegzunehmen, das ist gewagt.

Eine Herkunft aus Hutterern und Bruderhof

| Cari Boller

Guten Tag!

Ich heiße Cari Boller, bin 23 Jahre alt und wohne in Retz auf dem Bruderhof, der vorletztes Jahr auf dem ehemaligen Dominikanergutshof gegründet wurde.

Eigentlich heiße ich mit vollem Namen Cari Elizabeth Boller: Elizabeth nach meiner Großmutter, die wir auf Hutterisch „Ankela Lizzie“ nannten. Meine Ankela wurde in einer hutterischen Gemeinschaft in Kanada geboren und ist dort aufgewachsen. Schon als Kind lernte meine Ankela Lizzie Jesus lieben, und sie lernte viel über das Leben ihrer Vorfahren, die Jesus auch sehr geliebt hatten. Ihr Vater hieß Jakob Maendel und war möglicherweise Nachfahre von Hans Mändel, der sich 1537 als 17-Jähriger in Südtirol taufen ließ, der danach Prediger und Missionar wurde und der über die nächsten 24 Jahre viele Tausend Menschen von Jesus erzählt und hunderte als Erwachsene getauft hat. Zu der Zeit war das aber ein Kapitalverbrechen, und er wurde 1561 in Innsbruck bei lebendigem Leibe auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Die Mutter von meiner Ankela hieß Rachel Hofer. Es könnte sein, dass sie Nachfahrin von Ulrich Hofer war, der im 16. Jahrhundert mit seiner Familie in Steinebrunn im Weinviertel lebte, nicht weit von Retz, wo ich jetzt lebe. Im Jahre 1539 musste aber seine Frau, meine (möglicherweise) Ur-, ur- und 15-mal ur-Großmutter, weinend zuschauen, als ihr Mann angekettet mit 90 seiner Glaubensbrüder den langen Marsch nach Triest begann: Er war nämlich wegen seines Glaubens zum qualvollen Ruderdienst auf den Galeeren der österreichischen Kriegsmarine verurteilt. Er überlebte den langen Marsch nach Triest, kam dort durch ein großes Wunder Gottes wieder frei und konnte wie fast siebzig andere verurteilte Täufer doch zurück zu seiner Familie. Die Familie Hofer konnte aber nicht in Steinebrunn bleiben, sondern musste nach Mähren fliehen, wo mein Altvater Ulrich dann 1580 im hohen Alter zum Herrn gerufen wurde. Im vergangenen Sommer konnte ich von Retz aus die Burgruine Falkenstein besuchen, wo Ulrich Hofer mit den anderen Täufern verurteilt wurde, und wo jetzt eine Ausstellung an deren Leidenserfahrung erinnert. Vor zwei Jahren konnte ich auch Innsbruck besuchen, wo im Huttererpark ein Denkmal für Hans Mändel und für andere Täufer errichtet worden ist.

46

Das Zeugnis unserer Vorfahren hat meine Ankela Lizzie sehr bewegt. Schon als junges Mädchen hat sie sich entschieden, auch mit solcher Hingabe und Konsequenz Jesus nachfolgen zu wollen. Menschlich gesehen war es so gut wie vorherbestimmt, dass sie in einer hutterischen Gemeinschaft heiraten und ihr ganzes Leben dort verbringen würde. Gott hatte aber für ihr Leben etwas anderes im Sinn.

Ich heiße nämlich weder Hofer noch Maendel, sondern Boller: Ein Name, der nirgends in den alten hutterischen Geschichtsbüchern vorkommt. Wie kam es dazu? Am Anfang des 20. Jahrhunderts gab es viele junge Christen in Deutschland und in der Schweiz, die mit dem normalen Gesellschaftsleben nicht zufrieden waren. Sie suchten einen Weg der radikalen Jesusnachfolge. Unter ihnen war ein junger deutscher Theologe namens Eberhard Arnold. Er hörte von dem Zeugnis der frühen Täufer und gründete im Jahre 1920 mit Gleichgesinnten eine kleine christliche Lebensgemeinschaft. Nach dem Vorbild der frühen Hutterer nannten sie ihre Siedlung "Bruderhof".

Zu der Zeit ahnten sie gar nicht, dass noch Nachfahren der Hutterer die großen Verfolgungen der Reformation überlebt hatten. Sie wussten nicht, dass es hutterische Gemeinschaften in Nordamerika gab. Fünf Jahre später haben sie davon erfahren, und sie nahmen Kontakt auf. Nach mehreren Jahren Korrespondenz machte sich also Eberhard Arnold 1930 auf den langen Weg nach Kanada. Ein ganzes Jahr hat Arnold unter den Hutterern verbracht und mit ihnen nach Gottes Willen gesucht. Am Ende dieses Jahres beschlossen die Ältesten der Hutterer einmütig, Eberhard Arnold als Diener am Wort sozusagen als Pastor einzusegnen und ihn als Missionar zurück nach Deutschland zu schicken. Diesen Auftrag hat Arnold gehorsam angenommen. Dadurch wurde er im Jahre 1931 der erste hutterische Missionar, und der kleine Bruderhof in Deutschland wurde die erste hutterische Gemeinschaft im deutschsprachigen Europa seit über 350 Jahren.

Ein paar Tage nachdem Arnold von Kanada nach Deutschland zurückgekehrt war, kam eine junge Familie aus der Schweiz, die ernsthaft nach einem Leben in der Nachfolge Jesu suchte. Diese Familie hieß Boller. Nach mehreren Besuchen auf dem Bruderhof erlebten sie eine klare Berufung Gottes und baten um die Glaubenstaufe. Eberhard Arnold taufte meine Urgroßeltern Hannes und Else Boller und nahm sie als Geschwister in die hutterische Gemeinde auf. Deren Sohn, mein Großvater Hans-Uli Boller war damals acht Jahre alt. Das war auf den Tag genau drei Monate, bevor Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt wurde. Ich kann nicht einmal anfangen zu erzählen, was der Bruderhof und die Familie meines Großvaters unter der Naziherrschaft erleiden mussten. Schließlich ist mein Großvater aber nicht in der Schweiz oder in Deutschland aufgewachsen, sondern als Flüchtlingskind in England, Paraguay und in den USA.

47

In der Zwischenzeit wuchs meine Großmutter in Kanada auf. Sie und ihre Jugendgruppe hatten ein Verlangen nach neuem geistlichen Leben. Sie vermissten in den abgeschlossenen kanadischen Gemeinschaften den Missionseifer der Vorfahren. Als der Bruderhof dann 1954 eine Gemeinschaft in den USA gründete, hatten viele die Hoffnung, dass durch den Kontakt mit den „neuen“ Hutterern ein frischer Wind wehen könnte. Es war ein großer Freudentag, als mein Großvater Hans-Uli von den "Arnoldleut" und meine Ankela Lizzie von den "Schmiedeleut" im Oktober 1956 geheiratet haben.

Ihre Ehe war die erste von vielen solcher „Mischehen“. Dadurch wurden unsere unterschiedlichen Traditionen eng miteinander verwoben, und ich bin eine von vielen Nachkömmlingen, die sowohl vom Bruderhof als auch von Hutterern abstammen.

Gott ist ein Gott der Vergangenheit, und ich danke ihm für das Zeugnis meiner Vorfahren Hans Mändel und Ulrich Hofer (und vieler anderer Täufer), die Jesus und ihrem Glauben in schweren Zeiten treu blieben, und ich freue mich, dass wir nachher bei der Andacht der Opfer der Täuferverfolgung gedenken können. Es ist für mich auch ein Zeichen der großen Liebe Gottes, dass ich im 21. Jahrhundert in einer Täufergemeinschaft in Österreich leben darf, die Erste aus meiner Familie seit über 15 Generationen.

48 Gott ist auch ein Gott der Gegenwart, und nachdem ich mich mit dieser Geschichte beschäftigt habe, musste ich mir die Frage stellen: Wie kann ich für Jesus intensiver leben? Bin ich bereit, wie meine Vorfahren alles aufzugeben wie Geld, Familie, Freunde und vielleicht sogar mein Leben, weil ich Jesus so liebe? Alleine kann ich diesen Weg nur schwer gehen. Wir brauchen einander. Als Mitglied der Bruderhof-Gemeinschaft bin ich jeden Tag sehr dankbar, dass ich Geschwister habe, die gemeinsam mit mir auf diesem Weg gehen. Aber der Bruderhof braucht auch euch und ich danke Gott, dass Kardinal Schönborn und so viele andere Christen unsere Gemeinschaft mit großer Liebe und Entgegenkommen hier empfangen haben.

Gott ist aber auch ein Gott der Zukunft, und ich bitte, dass Er diese Neugründung des Bruderhofs in Österreich segnet, und sie zum Segen für viele Menschen in Österreich werden lässt. Ich bitte, dass, wenn wir heute von hier weggehen, wir ermutigt und entschlossen sind, als Jesus Nachfolger unsere kleinen Lichter in die Welt zu tragen. Dass wir weiter daran arbeiten, diese kleinen Flammen miteinander zu verbinden, bis die ganze Welt für Jesus brennt und Gottes Reich auf der Erde ist.

Danke!

CARI ELIZABETH BOLLER ist Mitglied der Bruderhof-Gemeinschaft und wohnt in Retz.

„Die Bruderliebe soll bleiben!“

Andacht im Stephansdom am 20. November 2021

| *Ansprache von Kardinal Schönborn**

49 Schwestern und Brüder wir kommen heute an einem ganz besonderen Ort, diesem besonderen Ort zusammen, um des Vergangenen zu gedenken, wie wir eben im Lied von Bonhoeffer gesungen haben.

Ich danke Gertrud Geissler für diese so bewegende Erinnerung an die Frau von Jakob Hutter. Es hat uns sehr bewusst gemacht, wie viel Leid von Christen Christen zugefügt worden ist in diesen Land.

Bei dieser Andacht können wir nicht aller Opfer der Täuferverfolgung in Österreich gedenken. Stellvertretend für alle wollen wir uns aber besonders an zwei Ehepaare erinnern, deren Lebenszeugnis auch heute noch für viele Christen in Österreich besonders wichtig ist: Elisabeth und Balthasar Hubmaier und eben Katarina und ihr Mann Jakob Hutter. Unser Herr Jesus Christus hat vorausgesagt, dass seine Jünger mit Verfolgung rechnen müssen. Aber wie schmerzlich muss es für Jesus sein, wenn solche Verfolgung von Hand anderer Christen ausgeht. Also soll diese Andacht auf der einen Seite unsere Trauer, unsere Buße zum Ausdruck bringen, dass so etwas in unserem Land hat geschehen können. Zum anderen aber wollen wir Gott danken, dass wir uns heute in dieser Kirche nicht

als Verfolger und Verfolgte, sondern als Brüder und Schwestern versammeln durften. Und gemeinsam auf Christus schauen, der uns durch sein Leiden die Erlösung aller Sünden und allen Unheils geschenkt hat.

Nur Gott kann unsere eigenen Sünden und die Sündenlast der Vergangenheit erlösen. In diesem Sinn möchte ich einen Abschnitt aus dem großen Busspsalm lesen und beten, aus dem Psalm 51:

„Verbirg dein Angesicht vor meinen Sünden. Tilge mir all meine Schuld, mit der ich beladen bin. Erschaffe mir, Gott, ein reines Herz, und einen festen Geist erneuere in meinem Inneren. Verwirf mich nicht vor deinem Angesicht. Deinen Heiligen Geist nimm nicht von mir. Gib mir wieder die Freude deines Heils. Rüste mich aus mit dem Geist der Großmut. Ich will die Frevler deine Wege lehren. Und die Sünder kehren um zu dir. Befreie mich von Blutschuld Gott, du Gott meines Heils. Dann wird meine Zunge jubeln über deine Gerechtigkeit. Herr öffne meine Lippen, damit mein Mund dein Lob verkünde. Schlachtopfer willst du nicht – ich würde sie dir geben. An Brandopfern hast du kein Gefallen. Schlachtopfer für Gott ist ein zerbrochener Geist. Ein zerbrochenes und zerschlagenes Herz wirst du Gott nicht verschmähen.“

So lasst uns beten: Wir danken dir, lieber Vater, dass wir uns heute mit frohem, aber auch mit zerschlagenem Herzen versammeln dürfen. Verzeih uns bitte, lieber Herr, wo auch immer wir in der Vergangenheit deinen Kindern, unseren Brüdern und Schwestern Leid angetan haben. Heile du bitte die Erinnerungen an die Verfolgung von Christen in unserem Land. Vergebe und erlöse du bitte das Unrecht, das hier geschehen ist. Schenke du bitte, dass wir jetzt in diesem Land ein Zeugnis der Einheit unter Christen verschiedener Konfessionen geben dürfen, zu deiner Ehre und zum Aufbau deines Reiches. Amen.

*Transkript von Videoquelle

CHRISTOPH KARDINAL SCHÖNBORN OP ist seit 1995 Erzbischof von Wien, und war 1998 bis 2020 Vorsitzender der Österreichischen Bischofskonferenz

Auf dem Weg der Versöhnung im Dom zu Wien

Bericht von einer denkwürdigen Andacht

| Thomas Nauerth

„Liebe Richter, wir, Gebundene und Gefangene des Herrn um der göttlichen Wahrheit willen, wünschen allen denen, die es von Herzen begehren, Gnad und ewige Barmherzigkeit von dem allmächtigen Gott und das wahre Gericht ihres Lebens durch Jesum Christum, unserem lieben Herrn. Amen.“

Mit diesen Worten wandten sich 1536 „zu Wien in Österreich“ die täuferischen Brüder Jeronimus, Michel und Hans an ihre katholischen Richter.

„Gott der Allmächtige gebe euch die Demut, auf uns Kleine und von dieser Welt Verachtete zu hören“, so schreiben sie weiter. Es hat lange gedauert, bis diese Demut „zu Wien in Österreich“ so weit gewachsen ist, dass ein Hören möglich wurde. Unter dem Motto aus dem Hebräerbrief „Die Bruderliebe soll bleiben“ fand am 20. November 2021, veranstaltet von der Erzdiözese Wien und der Bruderhof-Gemeinschaft eine Andacht im Stephansdom im Gedenken an die

Opfer der Täuferverfolgung statt. Im Einladungsbrief schreiben der Bischof von Wien, Christoph Kardinal Schönborn und J. Heinrich Arnold von der täuferischen Gemeinschaft Bruderhof: „Wir wollen diese Andacht (...) als Fest des Miteinander in geschwisterlicher Wertschätzung und in tiefer Freundschaft feiern. Dadurch können wir das Vergangene nicht ungeschehen machen, aber wohl der Heilung der Erinnerung dienen.“ Als ein weiteres Zeichen solcher Heilung der Erinnerung darf wohl auch die Täuferausstellung verstanden werden, die seit dem Tag der Andacht im Dom jeden Besucher und jede Besucherin mithineinnimmt in die Geschichte der Täuferbewegung.¹

Eingeleitet wurde die Andacht durch ein szenisches Spiel, das mit großer emotionaler Dichte die Anwesenden in die Zeit von vor 500 Jahren zurückführte. Im Laufschrift eilte durch den Dom eine Frau aus jener Zeit und berichtete den anwesenden „lieben Brüdern und Schwestern“ von den ungeheuerlichen Ereignissen in Tirol, dem Aufbruch hin zu einer wirklichen Jesusnachfolge und den brutalen Verfolgungen dieser Christen. Bald schon musste sie weitereilen, diese Botin aus einer Zeit unfassbaren christlichen Brudermords. „Noch will das Alte unsere Herzen quälen, noch drückt uns böser Tage schwere Last“, so sang der Chor des Bruderhofs die bekannten Worte, die Dietrich Bonhoeffer 1944 in seinem Kerker gefunden hatte. Immer wieder umrahmten Strophen aus diesem Lied die einzelnen Elemente der Andacht. Die erste biblische Lesung trug der Bischof selbst vor. Es waren Worte aus Psalm 51, die wie gedichtet schienen für diesen Tag und diesen Ort: „Gott, sei mir gnädig (...) tilge meine Frevel nach deinem reichen Erbarmen! Wasch meine Schuld von mir ab (...) Denn ich erkenne meine bösen Taten, meine Sünde steht mir immer vor Augen.“ Im Mittelpunkt dieser Andacht, die im Zentrum des Doms, unter der großen Vierung, stattfand, stand die Erinnerung an vier wichtige Schwestern und Brüder der damaligen Täuferbewegung, Elisabeth und Balthasar Hubmaier sowie Katharina und Jakob Hutter. An ihre Lebensschicksale wurde erinnert und sie kamen in Auszügen aus Briefen selbst zu Wort. „So lass uns hören jenen vollen Klang/der Welt, die unsichtbar sich um uns weitet“, sang der Chor des Bruderhofs zwischen diesen Zeugnissen. Das Segen- und Aussendungswort wurde dann gemeinsam vom

Bischof und vom Bruderhof, durch Johann Heinrich Arnold, Nachfahre des Gründes der Gemeinschaft, Eberhard Arnold gesprochen.

Auf die Forderung „die Bruderliebe soll bleiben“ folgt im Hebräerbrief die Mahnung, „vergesst die Gastfreundschaft nicht“. Der Bischof von Wien vergaß diese Mahnung nicht und lud die Andachtsgemeinschaft ein zu einer anschließenden Agape, coronabedingt in den offenen Innenhof des bischöflichen Palais.

Dort im Palais hatte vor der Andacht bereits ein interkonfessionelles Podiumsgespräch stattgefunden. Es hätte unter der Überschrift von Hebräer 13,3 gestellt werden können: „Denkt an die Gefangenen, als wäret ihr mitgefangen“. In vier eindrücklichen Impulsreferaten ging es um „geistliche Geschichtsaufarbeitung“, und um die verschiedenen Stationen eines wachsenden Geistes der Versöhnung unter den verschiedenen christlichen Konfessionen in Österreich. Eduard Geissler vom Hutterer-Arbeitskreis Tirol und Südtirol, begann mit einer geschichtlichen Erinnerung, wobei er den Blick auf das komplizierte Verhältnis zwischen den Täufern und den Jesuiten lenkte, zwei Bewegungen, die in verschiedener Hinsicht als geistliche Aufbruchsbewegungen Berührungspunkte hatten. Und doch waren gerade die Jesuiten führend bei dem Versuch der (zwangsweisen) Rekatholisierung der Täufer in Mähren wie in Tirol, teilweise mit brutalsten Mitteln (Kindeswegnahme). Nach dieser Skizzierung der historischen Tragödie umriss im zweiten Kurzreferat Johannes Fichtenbauer, katholischer Diakon und fast 20 Jahre Vorsitzender des „Runden Tisches“ den „größeren Kontext einer langfristigen Versöhnungsarbeit“, die wesentlich dazu beigetragen habe, dass dieser Tag möglich wurde. Es war ein „Weg der Öffnung gegenüber den Freikirchen“ seitens der katholischen Mehrheitskirche gewesen. Diesen Weg der Öffnung beschrieb auch Dietrich Fischer-Dörl von der Baptistengemeinde Wien-Mollardgasse aus seiner Perspektive. Schließlich zeigte zum Schluss eine junge Frau von der Bruderhofgemeinschaft, Cari Boller – sehr bewegend und persönlich – auf, wie geistliche Geschichtsaufarbeitung auch als Reise zu den eigenen Vorfahren und Müttern verstanden und gelebt werden kann.

¹ vgl. <https://www.taeufergeschichte.at/ausstellung-brennen-fur-das-leben/>

In der leider viel zu kurzen Zeit gemeinsamer Aussprache erinnerte Kim Comer von der Bruderhofgemeinschaft an eine Frage, die ihm im Vorfeld gestellt worden war und die ihn weiter umtrieb. „Wie oft muss die katholische Kirche Abbitte leisten?“ Eigentlich aber ist diese Frage bereits im Schlussdokument des Katholisch-Mennonitischen Dialoges beantwortet, nämlich solange bis man beginnt, „von ihnen zu lernen und sich herausfordern zu lassen“ (Eduard Geissler). Dies ist die „tätige Reue“, die gerade nach katholischer Lehre jedem Schuldbekennnis folgen muss. Dann, erst dann, ist Umkehr vollzogen, so wie es der Titel des Schlussdokuments beispielhaft zeigt: „Called Together To Be Peacemakers.“ Denn die Einsicht in diese Aufgabe (und damit in die Bedeutung der Bergpredigt) ist das wohl Wichtigste, was „die Täufer und Täuferinnen uns heute noch zu sagen haben“ (Eduard Geissler).

APL. PROF. DR. THOMAS NAUERTH lehrt an der Universität Osnabrück und ist im Internationalen Versöhnungsbund engagiert.

Grußwort zur Gedenkandacht

Sg. Teilnehmende bei der Begegnung und dem Austausch mit der Bruderhof-Gemeinde!

*„Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder beieinander wohnen“,
so heißt es im Psalm 133,1.*

Es ist für mich mehrfaches Leitmotiv, nicht nur familiär, weil ich mittlerweile Zwillingssöhne habe, die diese Wohngemeinschaft seit dem Mutterleib kennen. Es ist auch in christlicher Gemeinschaft in der Tradition unserer Psalmbeter ein Ziel und eine erfreuliche Sache, wenn wir uns als Brüder – und natürlich in offener Gemeinschaft dann auch – als Geschwister begegnen und wertschätzen. Und dabei braucht es das Wollen. Das Kennenlernen wollen, mit aller Geschichte und Gegenwart – mit der, die uns gemeinsam ist und auch der, die uns trennt.

NIE jedoch soll es so sein, dass sich Ausgrenzung, Verfolgung, Tötung als Optionen ergeben

NIE mehr darf es so sein, dass Christinnen und Christen die Liebe Gottes, die wir weitergeben dürfen, aus den Augen verlieren.

Und dort, wo dies geschehen ist, ist es aufrechter Wille, um Vergebung zu bitten. So möchte ich es auch in Demut sagen: Wo unsere Vorfahren gefehlt haben, wo wir einander auch heute nicht gerecht werden, da gebe uns Gott die Kraft echter und aufrechter Versöhnung.

Denn so wie Zwillingbrüder oft genug äußerliche und innerliche Unterschiede aufweisen, so sind sie auch aufeinander und aneinander gewiesen und können gemeinsam wachsen – im Glauben und im Leben.
Dazu gebe Gott Ihnen und uns allen seinen Segen.

*Matthias Geist
Evangelisch-lutherischer Superintendent von Wien*